

**An dieser Stelle sollte das Cover erscheinen.
Leider hat der Scanner vergessen es beizulegen.
Falls es einer von euch da hat wäre ich dankbar wenn es
in ausreichender Auflösung in meinem Postfach landen würde.**

Spen.money@gmx.net

Die Winde von Darkover

(WINDS OF DARKOVER)

von Marion Zimmer Bradley

1.

Barron warf seine letzten Habseligkeiten in einen Seesack, zog die Riemen straff und sagte: „So, das hätten wir. Und zum Teufel mit der ganzen Gesellschaft!“

Er richtete sich auf und warf einen letzten Blick in die Runde - seine kleine, saubere Welt. Man hatte diese Wohnungen besonders sparsam gebaut, weil sie die ersten auf Darkover waren. Sie glichen irgendwie den Kabinen der Raumschiffe, waren ebenso eng, hell, vollgestopft und sauber wie sie und hatten funktionelle Möbel mit eingebauten Schränken. Einem Raummann hätte eine solche Wohnung durchaus zugesagt. Bei Bodenmannschaften war es ein bißchen anders. Sie neigten zur Klaustrophobie.

Barron hatte ebenso darüber geschimpft wie alle anderen und gesagt, die Wohnung reiche vielleicht für zwei Mäuse, wenn wenigstens eine davon furchtbar mager sei. Jetzt, da er sie verließ, packte ihn ein komisches Gefühl, das einer Anwendung von Heimweh verdächtig nahekam. Fünf Jahre hatte er hier gewohnt.

Nie hatte er vorgehabt, fünf Jahre lang auf einem Planeten auszuhalten!

Er schulterte den Seesack und schlug zum letztenmal die Tür hinter sich zu. Der Korridor war ebenso funktionell wie die Wohnung. Etwa in Augenhöhe befanden sich Belegungsverzeichnisse, Hauspläne und Anschlagtafeln. Einen einzigen, kurzen und bitteren Blick warf er auf die Tafel mit den Personalnachrichten, denn dort stand sein Name in roten Buchstaben auf der Strafliste. Er hatte fünf Verweise, und mit sieben flog man aus dem Weltraumdienst.

Er mußte zugeben, daß man sogar noch ziemlich glimpflich mit ihm umgegangen war. Es war reines Glück gewesen, daß Kreuzer und Vermessungsschiff nicht aufeinanderprallten und dabei den ganzen Raumhafen mit mindestens der halben Handelsstadt in die Luft bliesen!

Er kniff den Mund zusammen. Nun machte er sich schon wie ein Schuljunge Gedanken über Verweise, und dabei ging es doch gar nicht darum. Manch einer machte seine zwanzig Jahre Raumdienst ohne einen einzigen Minuspunkt, und er hatte in einer einzigen unheilvollen Nacht fünf geschafft!

Und trotzdem war es nicht sein Fehler gewesen.

Verdammt, wem sollte er aber dann die Schuld in die Schuhe schieben? Besser wäre, er hätte sich krank gemeldet.

Aber ich war ja gar nicht krank! protestierte er.

Auf der Strafliste stand: Schwere Pflichtverletzung, ernstliche Gefährdung eines landenden Raumschiffes, Schlafen im Dienst.

Und geschlafen habe ich auch nicht!

Tagträume? Das müßte man mal einem erzählen! Im Dienst mußte jeder Nerv, jeder Muskel ständig angespannt sein.

Dich hatte man mitten in einem Traum erwischt, der Farben, Bilder, Töne, Gerüche und flammende Blitze ineinander mengte. Du standest unter einem purpurnen Himmel, an dem eine rote Sonne brannte - die Sonne Darkovers -, und die Terraner nennen sie die Blutige Sonne. So hattest du sie noch nie gesehen, in diesen Prismenfarben, als scheine sie durch eine Wand aus Kristallglas. Eisiger Wind blies dir ins Gesicht, und deine Stiefel klirrten auf eishartem Stein. Dein Puls tobte vor Haß. Du ranntest. Haß und Blutdurst wurden zu einer Woge, die dich mitzureißen drohte. Und dann hörtest du dein eigenes Knurren, als die Peitsche niederzischte. Jemand schrie...

Der Traum war umgeschlagen in Sirenengeheul, in Schreie, Rennen, zuckende Alarmlichter und dem allgegenwärtigen UNFALL. Plötzlich setzten deine Reflexe wieder ein. So schnell hast du dich dein Leben lang nicht bewegt, aber es war schon zu spät, Dazu drücktest du auch noch den verkehrten Knopf und brachtest damit den ganzen Turm durcheinander. Der junge Kapitän des Vermessungsschiffes vollbrachte dann ein kleines Wunder und bekam drei Medaillen dafür. Damit ersparte er den Raumbehörden ein Unglück, das jedem Überlebenden, falls es einen gegeben hätte, mindestens zwanzig Jahre lang Alpträume beschert hätte.

Niemand hatte seitdem mehr ein Wort an Barron verschwendet. Die Strafliste machte ihn zum Ausgestoßenen. Man teilte ihm mit, er habe bis zum Abend seine Wohnung zu räumen und sich für eine Versetzung bereitzuhalten. Niemand machte sich die Mühe, ihm zu sagen, wohin man ihn verbannen wollte. Fünf Jahre auf dem Raumhafen Darkover, siebzehn Dienstjahre im Raumdienst waren ausgewischt. Er fühlte sich nicht einmal ungerecht behandelt. Solche Fehler hatten einfach in der Raumfahrt keinen Platz und keine Existenzberechtigung.

Der Korridor endete in einem Bogen, und dahinter lag das Koordinationszentrum. Dieses Gebäude bestand aus durchscheinendem, alabasterweißem Darkovaner-Stein und hatte riesige Glasfenster. Durch sie sah man die grellblauen Raumhafenlichter, die Umrisse der Bodenfahrzeuge und der auf der Rampe liegenden Schiffe, und weit hinter den blauen Lichtern das blaßgrüne Mondlicht. Noch eine halbe Stunde bis zur Morgendämmerung.

Er ließ seinen Seesack neben einem Lift stehen, stieg ein und fuhr hinauf in das Stockwerk, in dem die Abfertigung untergebracht war. Im Penthaus darüber befand sich des Koordinators Büro. Es war sein Ziel.

*

Aber dann stand er ohne jede Vorwarnung auf einer hohen Brüstung, und eisiger Wind pfiff ihm um die Ohren, zerrte an seinen Kleidern und schnitt schmerzhaft ins Gesicht. Unter ihm schrien und stöhnten Männer. Irgendwo prasselten Steine, schlugen krachend auf und rumpelten weiter. Es war wie ein Weltuntergang. Er sah nichts. Er klammerte sich an den Stein, und seine Hände waren froststarr. Ihm war übel vor Leid, und seine Kehle war wie zugeschnürt.

So viele Männer. So viele Tote. Alle sind meine Freunde und gehören meinem Volk an.

Er ließ den Stein los. Er zog sein im Winde flatterndes Gewand um sich und fühlte tröstend den weichen Pelz an seinen kalten Fingern. Schnell lief er durch die Dunkelheit. Es war wie ein Traum; er wußte, wohin er ging, aber nicht warum. Seine Füße bewegten sich von Stein auf Parkett, dann über einen dicken Teppich, schließlich eine lange Treppenflucht abwärts, dann noch eine, bis der Kampfärm für ihn verstummte. Er weinte, als er ging. Automatisch duckte er sich unter einen Steinbogen, den er nie gesehen hatte. Er tastete in der Dunkelheit nach einem federigen Gewebe, zog es herunter und stülpte die Federkapuze über seinen Kopf. Erst fühlte er sich zurückfallen, dann stieg er und glitt auf Federschwingen hinaus in die Weite. Die Dunkelheit wurde dünner und löste sich auf. Licht hüllte ihn ein. Gewichtlos, von seinem Federkleid in die Luft gehoben, schwebte er hinaus und durch den plötzlichen Glanz des Sonnenaufgangs.

Er hatte sich schnell an das Vogelkleid gewöhnt und hielt sich nur mit einer Schwinge im Gleichgewicht. Er blickte nach unten.

Es waren seltsame Farben, flache und erhabene, verzerrte Umrisse. Er sah sie nicht mit seinen Menschaugen. Weit unter ihm drängten sich Männer in dunklen Kleidern um einen Turm. Pfeile schwirrten, Männer schrien. Ein Mann stürzte mit schrillum Schrei von einer Mauer. Er schlug heftig mit den Flügeln, um sich dann nach unten gleiten zu lassen...

Er stand auf festem Boden und wischte sich den Angstschweiß von der Stirn. Er war Dan Barron und stand hier. Er flog nicht über eine spukhaft sich hebende und senkende Landschaft, und er kämpfte nicht gegen den beißenden Wind. Aber dann starrte er seine Finger an und schob einen in den Mund. Er war gefühllos vor Kälte. *Der Stein war kalt gewesen.*

Also war es wieder geschehen. Es war so verdammt wirklich. Seine Augen tränkten noch vom scharfen Wind. *Guter Gott*, dachte er fröstelnd. *Hat mir da jemand halluzinogene Drogen verpaßt?* Warum sollte das jemand tun? Feinde hatte er nicht. Auch keine richtigen Freunde. Er tat seine Arbeit, kümmerte sich um seine Angelegenheiten, und niemand beneidete ihn um seine spärlichen Besitztümer oder um den schlechtbezahlten Job.

Es gab nur eine Erklärung: Er mußte wahnsinnig sein, einer Psychose unterliegen. In diesem spukhaften Traum - oder war es eine Halluzination? - hatte er die darkovanische Sprache gesprochen, einen harten Bergdialekt, den er wohl verstand, von dem er aber nur die paar Worte sagen konnte, die für die Bestellung einer Mahlzeit oder den Kauf eines Kinkerlitzchens in der Handelsstadt ausreichten. Wieder wischte er über sein Gesicht. Er stand nun vor dem Büro des Koordinators, aber er mußte erst wieder zu Atem kommen und seine fünf Sinne sammeln. Fünfmal war es bisher geschehen. Die ersten dreimal waren es ungewöhnlich lebhafte Tagträume gewesen, geboren aus Langeweile und einem Kater, der von einem seiner seltenen, jedoch recht interessanten Ausflüge in die Altstadt stammte. Er hatte sie mit einem Achselzucken abgetan, obwohl das Gefühl von Furcht und Haß aus diesen Träumen in die Realität hinübergeglitten war. Der vierte Traum hätte dann fast diese Katastrophe mit dem Raumschiff ausgelöst. Barron hatte wenig Phantasie, und so glaubte er an einen Nervenzusammenbruch. Oder jemand könnte sich den schlechten Scherz erlaubt und ihm eine Droge in ein Getränk geschüttet haben. Weiter ging sein Vorstellungsvermögen nicht. Er war kein Paranoiker und glaubte daher nicht, man könne es aus Bosheit getan haben, um eine Katastrophe herbeizuführen, die dann ihm zur Last gelegt werden sollte. Er war verwirrt, ein wenig besorgt und ein wenig ärgerlich, aber er hätte nicht zu sagen vermocht, ob der Ärger nicht nur die Fortsetzung seines Traumes war.

Er durfte nun nicht mehr warten. Als er klopfte, flammte ein grünes Zeichen auf, das ihn eintreten hieß.

Mallinson, der Koordinator für den Raumhafen der Terraner auf Darkover, war ein stämmiger Mann, der immer aussah, als schlafe er in seinen Kleidern. Er war ernst und phantasielos. Hätte Barron je daran gedacht, mit ihm über diese merkwürdigen Erlebnisse zu sprechen, so wäre jeder derartige Wunsch im Keim erstickt worden. Trotzdem sah ihn Mallinson voll an, und seit fünf Tagen war er der erste Mensch, der das tat.

„Na, schön“, begann er ohne jede Vorrede. „Was ist da nun eigentlich los? Ich habe mir Ihre Personalakte geholt und sehe, daß Sie eine verdammt gute Beurteilung haben. Meiner Erfahrung nach erarbeitete sich keiner einen so ausgezeichneten Ruf, um ihn dann auf die Art zu verspielen. Waren Sie krank? Eine Entschuldigung wäre es zwar nicht, denn dann hätten Sie um Ersatz bitten müssen. Wir glaubten schon, Sie müßten plötzlich an einem Herzschlag gestorben sein. Niemand konnte sich vorstellen, wieso Sie plötzlich derart versagten.“

Barron dachte an den riesigen Abfertigungsraum mit der Tafel, die den ganzen Verkehr auf diesem Raumhafen anzeigte. Aber der Koordinator ließ ihm keine Zeit zum Nachdenken. „Sie trinken nicht, Sie sind keiner Droge verfallen. Die wenigsten schaffen es länger als acht Monate an der Abfertigung, dann sind sie ausgepumpt und müssen versetzt werden. Sie ließen

wir dort, weil Sie niemals patzten. Ein Patzer, und wir hätten auch Sie versetzt, weil das Ihr Hilferuf gewesen wäre, daß Sie genug haben. Es war unser Fehler, daß wir Sie fünf Jahre dort ließen. Wir hätten wissen müssen, daß wir ein Unglück direkt herausfordern.“

Barron wußte, daß man nie erklären konnte, warum man einen Fehler machte, denn sonst könnte man sich ja vorher dagegen schützen.

„Mit Ihrer Beurteilung, Barron, mit Ihren letzten fünf Minuspunkten, könnten wir Sie irgendwohin ans Ende des Universums versetzen. Das tun wir aber nicht. Wir haben hier eine freie Stelle. Ich habe gehört, Sie sprechen Darkovan?“

„Die Sprache der Handelsstadt. Die anderen verstehe ich auch, aber sprechen kann ich nicht viel.“

„Trotzdem. Verstehen Sie etwas von Landvermessung?“

„Ich habe nur ein paar kartographische Bücher gelesen.“

„Und Linsenschleifen?“

„Das, was jeder Junge davon versteht, der sich ein Teleskop baut. Ich habe mir einmal eines gebaut.“

„Das ist eine ganze Menge. Einen Fachmann brauche ich nicht“, erklärte Mallinson mit einem grimmigen Lächeln. „Von denen haben wir genug, aber die Darkovaner wollen sie gar nicht. Was wissen Sie von der Darkovaner-Kultur?“

„Orientierungskurse zwei bis vier, vor fünf Jahren. Gebraucht habe ich sie nie.“

„Gut. Sie wissen also, daß sich die Darkovaner nie mit der kleinen Technik befaßt haben, mit Teleskopen, Mikroskopen und so weiter. Ihre Wissenschaften gehen in eine ganz andere Richtung. Über die weiß ich kaum etwas. Tatsache ist nun, daß wir, der Verwaltungsrat für terranische Angelegenheiten, manchmal von Einzelpersonen um technische Hilfe angegangen werden. Nicht von der Regierung, falls es hier überhaupt eine geben sollte, was ich bezweifle, aber das spielt keine Rolle. Die Einzelheiten kenne ich nicht, aber jemand kam auf die Idee, eine Feuerwache gegen Waldbrände zu organisieren, die mit Teleskopen und einigem anderen Gerät ausgerüstet werden soll. Dieser Plan kam vor den Ältestenrat der Handelsstadt, und wir boten ihnen an, die Teleskope zu liefern. Oh, nein, sagten sie, ihnen wäre jemand lieber, der ihnen zeigen könnte, wie man Linsen schleift und dann den Zusammenbau der Geräte überwacht. Und da kommen Sie gerade recht. Kein Job und Linsenschleifen als Hobby. Sie fangen heute an.“

Barron fürchte die Brauen. Das war ein Job für einen Anthropologen, einen Verbindungsoffizier, einen Spezialisten. Feuerwache? Eine Beschäftigung für Kinder! Er versteifte sich. „Sir, darf ich darauf hinweisen, daß das nicht in mein Fach schlägt? Ich habe auch keine Erfahrung auf dem Gebiet. Ich bin Raumhafenfachmann. Bodenpersonal. Abfertigungsdienst.“

„Bis vor fünf Tagen, jetzt nicht mehr“, erwiderte Mallinson brutal. „Schauen Sie, Barron, in Ihrem Fach haben Sie ausgespielt, und das wissen Sie. Wir wollen Sie wirklich nicht hinausfeuern. Ich möchte mindestens vorher wissen, was mit Ihnen los war. Und Ihr Kontrakt läuft noch zwei Jahre. Wir versuchen, Sie hier irgendwo einzubauen.“

Was sollte Barron dagegen sagen?

Löste er vorzeitig seinen Kontrakt, dann verlor er seinen Anspruch auf die großzügige Abfindung und die freie Passage zurück zur Erde. Dann blieb man meistens auf einem freien Planeten hängen und verbrauchte das bißchen Geld, das einem geblieben war. Theoretisch konnte er sich beklagen, wenn man ihn außerhalb seines Faches beschäftigte, praktisch war es sinnlos. Sie hätten ihm weiß Gott welche Strafen auferlegen können, und nun versuchten sie sogar, ihm aus diesem Kladderadatsch herauszuhelfen. Was blieb ihm da noch übrig?

„Wann fange ich an?“ fragte er, denn das war die einzige Frage, die er noch stellen konnte.

Die Antwort hörte er nicht. Als er in Mallinsons Gesicht sah, verschwamm plötzlich alles vor seinen Augen.

*

Er stand auf einer Wiese aus weichem Gras. Es war Nacht, doch es war nicht dunkel. Die Nacht flammte und rührte von großen Feuern, deren Flammen hoch über seinen Kopf züngelten. In diesen Flammen stand eine Frau.

Eine Frau?

Sie war fast nichtmenschlich, groß und schlank, aber irgendwie mädchenhaft. Sie badete in den Flammen, als stehe sie unter einem Wasserfall. Sie brannte nicht, und sie hatte keine Angst. Sie sah fröhlich drein und lächelte. Ihre Hände lagen über ihren nackten Brüsten, und die Flammen leckten um ihr Gesicht und ihr feuerfarbenes Haar. Dann schwankte dieses Mädchengesicht und wurde zur übernatürlichen Schönheit einer ewig im Feuer brennenden Göttin, eine kniende Frau in goldenen Ketten...

*

„... und Sie können unten im Personalbüro und in der Transportabteilung alles in die Wege leiten“, endete Mallinson und schob seinen Stuhl zurück. „Barron, fühlen Sie sich nicht wohl? Sie sehen ein bißchen erschöpft aus.“

Wahrscheinlich haben Sie vergessen, zu essen und zu schlafen. Lassen Sie sich lieber, ehe Sie gehen, noch von einem Arzt untersuchen. Die Zeit können Sie sich noch nehmen. Trotzdem, je eher Sie anfangen, desto besser. Viel Glück.“ Die Hand reichte er ihm aber nicht.

Er stolperte fast über seine eigenen Füße, als er das Büro verließ, und das Bild der brennenden schönen Frau in ihrer übermenschlichen Ekstase ging mit, auch das Staunen und Entsetzen.

Was, in aller Welt, ist mit mir geschehen?

Und, im Namen aller Götter von Erde, Raum und Darkover - warum?

2.

Die Bresche im Außenwerk wurde repariert.

Brynat Scarface stand an der Brustwehr und sah zu. Es war ein kalter, nebliger Morgen, und die Männer bewegten sich ungeschickt vor Kälte. Es waren kleine, dunkle, zerlumpte Gestalten aus den Bergen. Gelegentlich zischte eine Peitsche in der Hand von Brynats Männern über ihre Köpfe.

Brynat war ein großer Mann in ehemals eleganten, nun aber ebenfalls zerlumpten Kleidern. Aus den Reichtümern der Burg hatte er sich einen Pelzmantel umgehängt. Eine große Narbe zeichnete sein Gesicht vom Auge bis zum Kinn und verlieh ihm einen wölfischen Ausdruck. Ein wenig hinter ihm stand sein Schwertträger, ein kleiner, gehetzter Mann mit Fledermausohren, der sich unter dem Gewicht des Schwertes krümmte. Er duckte sich, als Brynat, der Verfemte, sich nach ihm umwandte, denn er erwartete mindestens einen Fluch, wenn nicht einen Fausthieb. Aber an jenem Morgen war Brynat guter Laune.

„Wir sind Narren! Erst tun wir alles, um diese Mauer einzureißen, und wenn wir es geschafft haben, was tun wir dann? Wir bauen sie auf“, sagte er vorwurfsvoll. Der Mann mit den Fledermausohren, ein Kriecher, lachte nervös, aber Brynat hatte ihn schon wieder vergessen. Er zog den Pelz um sich und ging zum Rand der Brüstung.

Die Burg Storn stand auf einer von Klüften und Steilabstürzen gesicherten Höhe. Vor langer Zeit war die Burg als uneinnehmbare Festung gebaut worden und hatte sieben Generationen der Aldarans, Aillards, Darriels und Storns überstanden.

Als noch die stolzen Herren der *Comyn* dort hausten, die mächtigen Herren der Sieben Domänen auf Darkover, die mit Psikräften ausgestattet waren, da war die Burg das Ende der

Welt gewesen. Später hatten Außenseiter in die Familien geheiratet, und schließlich waren die Storns gekommen. Sie waren friedlich gewesen, Edelleute der Wildnis, höflich und ehrenhaft, und sie hatten mit ihren Nachbarn und Pächtern Frieden gehalten. Sie hatten die Jagdfalken der Berge gezüchtet und abgerichtet, die feinen Metallarbeiten der Bergvölker gehandelt und waren für ihre Begriffe reich geworden. Wenn ein Sorn etwas sagte, dann galt sein Wort, und seine Leute gehorchten ihm lächelnd, nicht vor Angst. Sie hatten kaum Kontakt mit den Herren der fernen Berge oder der Ebenen. Sie lebten in Frieden und waren damit zufrieden. Jetzt war alles anders.

Brynat lachte selbstgefällig. In ihrer stolzen Einsamkeit konnten die Storns die Lords der Nachbarschaft nicht einmal mehr um Hilfe bitten. Brynat war schon lange Herr der Burg Sorn, ehe sich das Gerücht, ein neuer Herr habe sich dort festgesetzt, über Hellers und Hyades hinaus verbreitete. Wen kümmerte es schon, daß die Burg Sorn nun von Brynat von den Höhen beherrscht war? Kaum einen.

Vor die rote Sonne schoben sich Wolken, und ein kalter Wind kam auf. Die Männer bewegten sich rascher. Brynat drehte sich um und ging in die Burg hinein. Wehe, wenn der Schwerträger ihm nicht folgte!

Innen, wo niemand ihn sah, fiel die Maske des triumphierenden Lächelns von ihm ab. So groß war der Sieg nicht gewesen, wie die glaubten, die in den Reichtümern der Burg wühlten. Er saß auf Storns hohem Sitz, aber gesiegt hatte er nicht.

Er ging rasch nach unten und kam an eine mit Samt gepolsterte und mit Vorhängen verdeckte Tür. Dort lungerten zwei seiner Söldner und dösten auf behaglichen Kissen. Eine leere Weinhaut bewies, wie sie die Stunden der Wache totschlügen. Als er sich näherte, sprangen sie auf, und einer lachte mit der Vertraulichkeit eines alten Vasallen.

„He, Lord, zwei Weiber sind besser als eines, was?“ fragte er.

Da Brynat zornig dreinsah, meldete der andere schnell: „Heute morgen hat sie nicht mehr gewimmert und geheult, Lord. Sie ist ruhig, und wir sind nicht hineingegangen.“

Brynat sparte sich eine Antwort. Er machte eine befehlende Geste, und die beiden rissen die Tür auf.

Eine schlanke Gestalt in blauen Kleidern sprang auf und wirbelte herum. Lange, rötliche Zöpfe flogen um ihre Schultern. Das Gesicht war früher einmal reizend gewesen; jetzt war es geschwollen und zeigte die dunklen Flecken von Schlägen. Ein Auge war halb geschlossen, das andere funkelte vor unversöhnlichem Haß.

„Du Sohn einer rädigen Wölfin, wage ja keinen Schritt näher zu kommen“, fauchte sie leise und gefährlich.

Brynat verzog seinen Mund zu einem heimtückischen Grinsen. Er stemmte die Hände in die Hüften und sah das Mädchen an.

„Nun, Lady, noch immer nicht gesonnen, meine Gastfreundschaft anzunehmen? Habe ich Euch beleidigt oder Euch sonst ein Unrecht zugefügt? Oder waren meine Männer zu grob?“

„Wo ist mein Bruder? Und wo ist meine Schwester?“ fragte sie.

„Warum? Eure Schwester wohnt meinen allnächtlichen Festen bei, und ich wollte Euch einladen, meiner Gattin Gesellschaft zu leisten. Ich glaube, sie sehnt sich nach einem vertrauten Gesicht.“

Aber Lady Melitta, Ihr seid blaß. Ihr habt, ja die feinen Dinge nicht angerührt, die ich Euch geschickt habe!“ Er hob ein mit Wein und Delikatessen beladenes Tablett auf und bot es ihr mit einer höhnischen Verbeugung an. „Seht, ich bin ganz zu Euren Diensten!“

Sie tat einen Schritt vorwärts, entriß ihm das Tablett, nahm einen gebratenen Vogel an einem Schenkel und warf ihn in sein Gesicht.

Brynat fluchte und wischte sich das Fett vom Kinn, aber dann lachte er. „Hölle und Teufel, *Damisela*, ich hätte Euch nehmen sollen, nicht Eure weinerliche, zimperliche Schwester!“

Sie atmete keuchend. „Ich hätte Euch aber vorher getötet!“

„Ich zweifle nicht, daß Ihr’s versucht hättet. Wäret Ihr ein Mann gewesen, dann wäre die

Burg vielleicht nicht gefallen, aber Ihr tragt Röcke statt Hosen, und die Burg liegt in Trümmern. Jetzt bin ich hier der Herr, und ich rate Euch in Güte, kleine Lady, wascht Euch das Gesicht, zieht schöne Kleider an und unterhaltet Eure Schwester, die noch immer Lady Storn ist. Seid vernünftig und ratet ihr, sie soll sich fügen, dann habt Ihr und sie Kleider und Juwelen und all das, was Frauen zu schätzen wissen.“

„Von dir?“

„Von wem denn sonst?“ Er lachte und riß die Tür auf, um die Wachen zu rufen. „Lady Melitta kann innerhalb der Burg kommen und gehen, wie sie will“, befahl er ihnen. „Aber hört mir zu, meine Dame. Brüstung, Graben und Wälle sind verboten. Wenn Ihr versucht, trotzdem dorthin zu gehen, werden meine Männer Euch mit Gewalt aufhalten.“

Sie war bereit, ihm einen Fluch entgegenzuschleudern, doch dann überlegte sie, wie sie die beschränkte Freiheit nützen könnte. Wortlos drehte sie sich um. Er schloß die Tür und ging davon.

Er war überzeugt, daß dies der erste Schritt zu seinem zweiten Sieg sei. Er wußte - er, nicht seine Männer -, daß die Eroberung der Burg, der erste Sieg, ein Loch blieb, wenn ihm nicht der zweite folgte. Mit einem Fluch ging er weiter, hoch hinauf in den alten Turm. Hier gab es keine Fenster, nur schmale Schlitze, durch die ein seltsames, blaues, flackerndes Spuklicht fiel. Ein kalter Schauer überlief ihn.

Vor gewöhnlichen Gefahren hatte er keine Angst. Aber hier herrschte die alte Zauberei von Darkover, welche die Burg Storn auch dann noch beschützte, wenn ihre Wälle erstürmt waren. Nervös fingerte Brynat an dem Amulett, das um seinen Hals hing. Er hatte geglaubt, der alte Zauber sei nur billiges Theater, und er hatte seine Söldner angefeuert, daß sie die Burg stürmten und im Sturm nahmen. Über die alten Legenden hatte er nur gelacht, denn auch ihre Magie hatte die Burg nicht retten können.

Er ging durch einen blassen Bogen aus durchscheinendem Stein. Hier lungerten auf einem alten, reichgeschnitzten Sofa zwei seiner brutalsten Söldner. Aber ihre Augen vermieden ängstlich jenen Bogen weiter hinten, in dem ein flackernder Vorhang aus bläulichem Licht hing, der wie ein Springbrunnen zwischen den Steine stieg und fiel. Auf ihren Gesichtern zeigte sich deutliche Erleichterung, als ihr Häuptling zu ihnen trat.

„Irgendeine Veränderung?“

„Keine, Lord. Der Mann ist tot. Mausestot.“

„Wenn ich das nur glauben könnte“, sagte der Lord und stampfte durch den Vorhang aus blauem Licht.

Das hatte er schon einmal getan, und es war, wie er selbst zugab, seine mutigste Tat gewesen. Ähnliche Dinge hatte er schon jenseits der Berge gesehen. Sie waren zum Fürchten. So sahen sie wenigstens aus und waren dabei doch so harmlos. Natürlich spürte er angewidert das elektrische Kraftfeld, und die Haare auf dem Kopf und den Armen stellten sich auf. Aber er schob die Schultern zurück und warf den Kopf in den Nacken, um die animalische Angst zu überwinden. Dann ging er durch.

Das blaue Licht erlosch. Er stand in einer dunklen Kammer, die nur dürftig von ein paar Wachsstöcken in Mauernischen erhellt war. Weiche Pelzvorhänge umgaben eine niedrige Couch, auf der ein bewegungsloser Mann lag.

Die Gestalt schien in der Dunkelheit sanft zu schimmern. Es war ein schlanker, zerbrechlich wirkender Mann, dem blaßblondes Haar über die hohe Stirn und die tief eingesunkenen Augen fiel. Er war noch jung, aber sein Gesicht war ernst und schmerzverzerrt. Er trug eine Tunika und Strümpfe aus gewebter Seide, keine Pelze und keine Juwelen, nur um den Nacken einen einzigen, sternförmigen Stein, der ein Amulett zu sein schien. Seine Hände waren weiß, weich und nutzlos, die Hände eines Dichters oder Priesters, der niemals ein Schwert geschwungen hatte. Die Füße waren nackt und weich. Die Brust hob und senkte sich nicht. Brynat fühlte die alte, enttäuschte Wut, als er in das blasse Gesicht des sanften Mannes sah. Hier lag der Herr von Storn, hilflos zwar, aber jenseits von Brynats Reichweite.

Als die Burg fiel, nahm man die Diener und Soldaten gefangen. Die Damen sollten gefesselt werden, aber sonst durfte ihnen kein Leid geschehen. Er persönlich suchte die Männer für diese Aufgabe aus. Der junge Storn, der aus vielen Wunden blutete, war fast noch ein Kind. Hatte er die Burg allein verteidigt? Brynat konnte soviel Mut seine Bewunderung nicht versagen, wenn er sie auch nicht zeigte, sondern den Jungen in ein Verlies werfen ließ. Trotzdem hatte er ihm seinen eigenen Arzt geschickt, der seine Wunden verband. Storn von Storn, der hier lag, war seine eigentliche Beute.

Das wußten seine Männer nicht. Sie hatten nur den Überfluß eines reichen Hauses gesehen und die Macht, die eine alte Festung verkörperte. Aber Brynat suchte mehr - die Talismane und Kräfte der alten Storns. Mit Storn von Storn in seiner Hand, einem echten Storn, konnte er mit ihnen spielen, und der jetzige Storn war ein zerbrechlicher, kranker, unkriegerischer Mann, wie er gehört hatte, einer, der blind geboren war. Seine jüngeren Geschwister hatten die Burg verwaltet für den schwachen Lord.

Als er durch seltsame Lichter und den magischen Vorhang aus knisterndem Feuer in die privaten Gemächer des Herrn von Storm kam, war ihm der entwischt: Der Lord lag in Trance und war nicht aufzuwecken.

Seit Tagen ging das nun schon so. Brynat war wütend. Jetzt beugte er sich über die Couch, aber kein Atemzug, keine Muskelbewegung verriet, ob der Mann noch lebte.

„Storn!“ brüllte er. Der Schrei hätte einen Toten aufwecken müssen.

Kein Härchen bewegte sich an ihm. Brynat knirschte mit den Zähnen und riß sein Messer aus dem Gürtel. Konnte er sich des Mannes nicht bedienen, dann konnte er ihn ebenso aus diesem tatenähnlichen Schlaf in den Tod schicken. Er hob das Messer und stieß es nach unten.

Es drehte sich mitten in der Luft, verzerrte seinen Umriß, glühte blau auf und explodierte vom Heft bis zur Messerspitze in einer weißen Flamme. Brynat heulte auf und hielt seine verbrannte Hand fest, an der mit teuflischer Kraft noch immer das glühende Messer klebte. Die beiden Söldner stürzten zitternd vor Angst und knisternd durch den elektrischen Vorhang.

„Ihr habt uns gerufen, *vai dom*?“

Wütend schleuderte Brynat ihnen das Messer entgegen. Einer fing es ab, brüllte und warf es auf den Boden, wo es zischend und glühend liegenblieb. Fluchend verließ Brynat den Raum. Die Söldner folgten ihm. Ihre Gesichter waren Masken tierischer Angst.

In marmorner Ruhe schlief Storn weiter.

*

Weit unten saß Melitta Storn vor ihrem Toilettentisch. Die schlimmsten Flecken in ihrem Gesicht hatte sie mit Creme und Puder überdeckt, und die Haare waren gebürstet und zu breiten Zöpfen geflochten. Auch ein frisches Kleid hatte sie angezogen. Sie fühlte Übelkeit und trank ein paar Schlucke von dem Wein auf dem Tablett. Sie zögerte noch einen Augenblick, hob dann den gebratenen Vogel vom Boden auf, wischte ihn ab, zerriß ihn geschickt mit den Fingern und begann hungrig zu essen. Brynats Gastfreundschaft lehnte sie ab, aber wenn sie verhungerte, konnte sie ihrem Volk und sich selbst nicht mehr nützen. Nachdem sie gegessen und getrunken hatte, fühlte sie sich wieder kräftiger. Ein Blick in den Spiegel sagte ihr, daß sie bis auf das blaue Auge und die geschwollenen Lippen fast wieder so aussah wie früher. Aber nichts war mehr so wie früher. Schauernd erinnerte sie sich daran, wie die Eindringlinge Edric, ihren jüngsten Bruder, der im Gesicht und am Bein schwer verletzt und halb ausgeblutet war, von ihr wegrissen. Ihre Schwester Allira hatte wie eine Irre gekreischt, als sie vor Brynat davonrannte. Melitta war ihnen nachgelaufen, bis drei Männer sie gepackt und trotz heftigster Gegenwehr überwältigt hatten. Wie eine Tigerin hatte sie gekämpft, und es hatte nichts genützt. Man hatte sie buchstäblich in ihr Zimmer geworfen und es dann abgesperrt.

Die Erinnerungen nützten ihr nichts. Sie dachte besser daran, daß sie ein bißchen

Bewegungsfreiheit hatte und sie nützen mußte. Sie fand einen warmen Umhang und verließ den Raum. Die Söldner folgten ihr in einem respektvollen Abstand von zehn Schritten.

Überall sah sie die Kampfspuren. Portieren waren abgerissen, Möbel demoliert, und in der Halle schienen sie Feuer angezündet zu haben. Dort zechte Brynat mit seinen Kumpanen. Auf Zehenspitzen schlich sie vorbei, damit die Betrunkenen sie nicht hörten. Wo war Allira?

Brynat hatte behauptet, Allira sei seine Frau, seine Gemahlin. Melitta war in den Bergen aufgewachsen und wußte, daß solche Banditen nicht nur zerstörten, raubten und plünderten, sondern die schönen Töchter der Edelleute vergewaltigten, oder nach ihren Worten zu Frauen nahmen. Irgendein Priester fand sich schon, den man zu dieser Zeremonie zwingen konnte, und dann wurde großspurig angekündigt, daß der Bandit Sowieso in die Familie des Lords Wiewardochseinname? geheiratet habe, und nun konnte man anfangen, Legenden zu spinnen. Aber Melitta lief ein eiskalter Schauer über den Rücken, wenn sie daran dachte, daß ihre zarte Schwester in den Händen dieses Mannes war.

Wohin hatte Brynat sie gebracht. Zweifellos in die Königssuite, die von ihren Ahnen eingerichtet worden war für den Fall, daß die Hasturs Burg Storn einmal mit ihrem Besuch beehren würden. Das wäre genau die Blasphemie, die einem Brynat gefallen würde. Melitta rannte die Treppe hinauf. Sie wußte plötzlich, was sie dort finden würde. Über der Tür zur Suite waren die Insignien der Hasturs in Smaragden und Saphiren angebracht, das heißt, Hammer und Pickel hatten ganze Arbeit geleistet, und jetzt war nur noch der mißhandelte Stein da.

Wie ein Wirbelwind fegte Melitta in den Raum. Ein Rest telepathischen Wissens hatte ihr gesagt, daß sie ihre Schwester dort finden mußte. Sie lief von einem Zimmer ins andere. Im letzten fand sie Allira. Sie kauerte auf einer Fensterbank, hatte den Kopf auf den Arm gelegt und zitterte am ganzen Körper. Mit einem schrillen Angstschrei sprang sie auf, als Melitta ihr die Hand auf den Arm legte.

„Hör zu schreien auf, Allira. Ich bin's doch.“

Alliras Gesicht war bis zur Unkenntlichkeit vom Weinen geschwollen. Sie warf der Schwester die Arme um den Hals und schluchzte bitterlich.

Melittas Herz floß vor Mitleid fast über, aber diesem Gefühl durfte sie nicht nachgeben. Sie schüttelte ihre Schwester. „Lira, im Namen aller Götter, höre mit diesem Geheule auf! Das hilft keinem von uns. Wir wollen lieber denken. Dafür haben wir ja schließlich einen Kopf!“

Aber Allira starrte ihre Schwester nur aus verquollenen, verzweifelten Augen an.

Melitta ließ ihre Schwester los und fand auf einer Anrichte eine halbvolle Flasche *firi*. Sie schüttete die Hälfte des Alkohols in Alliras Gesicht, die keuchend Atem holte, weil der Alkohol ihr in den Augen brannte. Aber nun sah sie wenigstens wieder vernünftig drein. Melitta hob das Kinn ihrer Schwester an und goß ihr den Rest der Flasche in die Kehle. Allira schluckte, hustete würgend und schlug nach Melittas Hand. „Bist du verrückt, Meli?“ keuchte sie.

„Das wollte ich dich schon fragen, aber ich hätte doch keine vernünftige Antwort bekommen“, erwiderte Melitta heftig. Dann wurde ihre Stimme fast zärtlich. „Ich wollte dich nicht erschrecken, Liebes. Ich weiß, du hast es nicht leicht. Aber ich mußte dich zwingen, mir zuzuhören.“

„Ich fühlte mich wieder so gut, wie es eben möglich ist“, erwiderte Allira bitter.

„Das brauchst du mir nicht zu sagen.“ Sie zuckte zurück vor dem, was sie im Geist ihrer Schwester las, denn er lag wie ein offenes Buch vor ihr. „Aber er kam und sagte, du seist seine Gattin geworden.“

„Es war irgend etwas mit einem rotvermummten Priester, und dann setzte er mich neben sich auf den Hochsitz“, bestätigte ihr Allira. „Aber er hielt mir ein Messer an die Rippen, damit ich nichts zu sagen wagte.“

„Hat er dir etwas angetan?“

„Mit dem Messer nicht, wenn du das meinst. Aber was hätte ich tun sollen? Edric ist tot,

soviel ich weiß, und was mit dir war, das wußte ich auch nicht. Er hätte mich umgebracht!“ schluchzte sie. „Du hättest auch nichts anderes tun können!“

„Hattest du keinen Dolch?“ fauchte Melitta.

„Er hat ihn mir weggenommen“, weinte Allira.

Den hätte ich mir ins Herz gestoßen, ehe er mich gezwungen hätte, ihm zu Willen zu sein, dachte sie. Allira war stets das zarte, sanfte Mädchen gewesen, das schon vom Schrei eines Falken erschreckt wurde. Selbst zum Reiten war sie immer zu schwach gewesen und dazu so scheu, daß sie nie an einen Geliebten oder einen Ehemann zu denken gewagt hatte. „Nun, Liebes, niemand macht dir daraus einen Vorwurf“, meinte Melitta tröstend. „Wir wollen jetzt lieber darüber nachdenken, was wir jetzt noch tun können.“

„Und haben sie dir etwas angetan, Meli?“

„Nein, vergewaltigt haben sie mich nicht. Dieses Narbengesicht hatte keine Zeit für mich, Dank sei den Göttern dafür! Vielleicht verschenkt er mich einmal an einen seiner Kumpane, wenn ich das nicht zu verhindern weiß.“ Sie dachte an das üble Gesindel aus Halbmenschen, Renegaten, Banditen und Vogelfreien, aus denen Brynats Bande bestand, und fing Alliras Gedanken auf, der Schutz eines Banditenhäuptlings sei immer noch besser als gar keiner. Nun ja, Allira war nicht aus dem gleichen Holz geschnitzt wie sie. In ihr Mitleid mischte sich ein wenig Ärger, und sie schob ihre Schwester von sich. „Edric scheint in einem Verlies zu sein. Brynat hat mir verboten, dorthin zu gehen. Ich glaube, ich würde es fühlen, wenn er tot wäre. Du hast eine stärkere Veranlagung als ich. Reiß dich zusammen, dann kannst du ihn vielleicht erreichen.“

„Und Storn“ begann Allira erneut zu schluchzen. „Was hat er zu unserem Schutz getan? Er liegt in Trance und ist von seinem eigenen Zauber geschützt. Und uns liefert er der Gnade dieser Räuber aus!“

„Was sollte er sonst tun? Er kann kein Schwert halten, und er sieht nicht einmal. Jedenfalls kann niemand ihn als Marionette mißbrauchen - so wie dich.“ Ihre wütenden Augen bohrten sich in die verheulten der Schwester. „Gehst du schon mit einem Kind?“

„Ich weiß es nicht. Es könnte sein.“

Melitta raste vor Wut. „Siehst du jetzt, was er damit erreichen will? Wenn er nur ein williges Mädchen suchte, dann konnte er sich eine Magd holen. Höre mir zu. Ich habe einen Plan, aber du mußt das bißchen Verstand benutzen, das die Götter dir gegeben haben. Wasch dir das Gesicht, ziehe dich anständig an und sei die Lady Storn, nicht irgendein aus dem Zwinger entlaufenes Hündchen! Brynat denkt, er hat dich gezähmt und geheiratet, aber er ist ein Raufbold, und du bist eine Lady. Du kannst ihn überlisten, wenn du deinen Verstand gebrauchst. Spiele um Zeit, Allira, verträute ihn mit Versprechen. Sage ihm, an dem Tag, da du weißt, daß du schwanger bist, wirst du dich von der Brüstung stürzen, und sage es so, daß er es auch glauben muß! Er kann dich nicht töten, Allira. Er braucht dich in feinen Kleidern und mit Juwelen behängt auf dem Hochsitz neben sich. Wenigstens solange braucht er dich, bis er überzeugt sein kann, daß nichts und niemand ihn von diesem Sitz stürzen kann. Halte ihn ein paar Tage hin, nicht länger. Und dann...“

„Kannst du Storn aufwecken, damit er uns hilft?“ flüsterte Allira.

„Bei allen Göttern, welch ein Dummkopf du doch bist! Storn in Trance ist unsere Sicherheit und gibt uns Zeit. Ein wacher Storn in seiner Hand, und dieser Teufel würde Edric umbringen, mich seinen Soldaten zum Vergnügen für ein paar Stunden vorwerfen, solange ich lebe. Nein, Lira sei froh, daß Storn in Trance liegt, bis ich einen fertigen Plan habe. Behalte Mut und tue deinen Teil, ich tue den meinen.“

3.

Barron war noch nicht zwanzig gewesen, als er in den terranischen Raumdienst eintrat, und seither hatte er, ehe er nach Darkover kam, auf drei fremden Planeten gedient, doch nie außerhalb der Handelszonen gearbeitet. An jenem Nachmittag nun verließ er die Terranerzone zum erstenmal.

Am Tor prüfte ein gelangweilter junger Mann seine Ausweise nach, die besagten, daß Barron eine Tätigkeit jenseits der Terranerzone aufzunehmen habe. „So, dann bist also du der Bursche, der in die Berge hinausgeht?“ fragte der junge Mann und musterte ihn. „Dann würde ich mir aber passende Kleider beschaffen. Mit dieser Kluft kannst du hier durchkommen, aber draußen erfrierst du, wenn man dich nicht gleich langsam umbringt. Hat dir denn das niemand gesagt?“

Sie hatten ihm überhaupt gar nichts gesagt. „Ich dachte, ich wäre so etwas wie ein offizieller Vertreter mit Schutzbrief und so“, meinte er ein wenig erstaunt.

„Und wer soll dir freies Geleit garantieren? Nach fünf Jahren auf diesem Planeten hier müßtest du dich doch einigermaßen auskennen. Außerhalb der Handelsstadt mag man keine Terraner. Oder hast du deine Richtlinien nicht gelesen?“

In diesen Richtlinien stand, daß kein Bediensteter des Empire ohne Erlaubnis die Handelszonen verlassen dürfe. Einen solchen Wunsch hatte Barron auch nie verspürt, und deshalb war es ihm egal, weshalb eine solche Bestimmung erlassen worden war. Jetzt hatte sich das geändert. Der junge Mann schien gesprächig zu sein. „Alle Terraner mit Vermessungs- und Verbindungsjobs tragen Darkovanerkleidung. Sie ist wärmer und unauffälliger. Das hätte man dir sagen sollen.“

Gesagt hatte ihm niemand etwas, aber Barron hatte eben seinen sturen Tag. Wenn die Darkovaner etwas von ihm wollten, dann sollten sie zuerst einmal Toleranz lernen. Ihm gefiel seine Kleidung, die praktisch und bequem war und ihn warmhielt. Und sie hielt ewig. Viele Darkovaner, die in der Handelsstadt lebten und arbeiteten, trugen sie. Weshalb sollte er sich daher andere Kleider zulegen? Deshalb antwortete er ziemlich steif: „Schlechter Geschmack wäre es, wenn ich die Uniform des Raumdienstes tragen würde. Aber die Kleider hier?“ Der junge Mann zuckte die Achseln.

„Es ist ja dein Begräbnis, nicht das meine. Und da kommt jetzt dein Transport“, sagte er.

Aber Barron sah kein Fahrzeug. Frauen in langen, breiten Schals gingen ihren Geschäften nach, und drei Männer führten Pferde am Zügel. Er wollte schon fragen, wo sein Fahrzeug sei, da bemerkte er, daß die drei Männer vier Pferde führten und sich unverkennbar dem Tor näherten.

Er schluckte. Er hatte ja gewußt, daß die Darkovaner keine Motorfahrzeuge benützten, sondern Pack- und Zugtiere hatten, die viel Ähnlichkeit mit Büffeln und anderen Großtieren aufwiesen, und zum Reiten bedienten sie sich der Pferde, die wahrscheinlich vor einigen hundert Jahren in ein paar Exemplaren von der Erde eingeführt worden waren und sich seither stark vermehrt hatten. Das alles war ganz vernünftig, denn das Gelände von Darkover war für den Bau großer Straßen ungeeignet. Man brauchte sie auch kaum, denn Erze wurden nur abgebaut, soviel man unbedingt benötigte, und große Fabriken gab es nicht, Gedanken hatte sich Barron darüber niemals gemacht, weil es ihn als Abfertigungsmann am Raumhafen nicht betraf. Darkover war Kreuzungspunkt für zahlreiche galaktische Linienflüge, und allem die hatten ihn bisher interessiert. Er hatte auch nie mit dem Gedanken gespielt, von Raumschiffen auf Packpferde umzusteigen.

Die drei Männer blieben stehen und lockerten die Zügel. Einer der drei Männer, ein stämmiger Bursche von Anfang zwanzig, wandte sich an ihn, „Bist du Daniel Firth Barron, der Vertreter der Erde?“ fragte er. Die Aussprache des Namens fiel ihm ziemlich schwer.

„Z'par servu.“ Die höfliche Darkovaner-Antwort entlockte dem jungen Mann ein Lächeln, der noch etwas sagte, das Barron nicht verstand und dann in der Standardsprache

weiterredete. „Ich bin Colryn. Das hier ist Lerrys, der dort heißt Gwynn. Bist du bereit? Kannst du sofort mitkommen? Wo ist dein Gepäck?“

„Ich bin fertig.“ Barron deutete auf seinen Seesack und die große, aber sehr leichte Kiste, die sein Arbeitsgerät enthielt. „Der Seesack ist unempfindlich, er enthält nur Kleider. Aber seid vorsichtig mit der Kiste und laßt sie nicht fallen. Sie ist zerbrechlich.“

„Gwynn, darum kümmerst du dich“, bestimmte Colryn. „Vor der Stadt haben wir noch Packtiere, weil die Straßen hier so eng sind. Die paar Sachen können wir leicht so mitnehmen.“

Barron wußte, daß er nun ein Pferd besteigen sollte und wäre zum erstenmal in seinem Leben am liebsten davongerannt. Er kniff den Mund zusammen und richtete sich steif auf. „Ich sollte euch sagen, daß ich noch nie im Leben auf einem Pferd gesessen habe.“

„Das tut mir leid“, antwortete Colryn höflich. „Aber wir haben keine andere Möglichkeit, an unser Ziel zu gelangen.“

Der andere, der Lerrys genannt wurde, schwang Barrons Seesack auf seinen Sattel. „Das nehme ich, denn du hast wohl Mühe genug mit den Zügeln.“ Er drückte sich in der Standardsprache perfekt und akzentfrei aus. „Du wirst dich bald ans Reiten gewöhnen. Mir ging es nicht anders als dir. Colryn, so zeige ihm doch, wie er aufsteigen muß! Und reite neben ihm, bis er nicht mehr nervös ist.“

Nervös, natürlich bin ich nervös! Das sieht doch ein Blinder, gab Barron vor sich selbst zu, und trotzdem ärgerte er sich, weil dieser Junge seine Nervosität bemerkt hatte. Aber dann saß er im Sattel, ehe es ihm bewußt wurde, und die Füße steckten in den reichverzierten Steigbügeln. Langsam ritten sie die Straße entlang, weg vom Raumhafen, von der Terrazone. Er war so verwirrt und so damit beschäftigt, sich im Gleichgewicht zu halten, daß er nicht einmal einen kurzen Blick zurückwarf.

Bisher hatte er kaum einmal mit Darkovanern zu tun gehabt und nie in enger Gemeinschaft mit ihnen gelebt. Er war nicht im geringsten auf das vorbereitet, was vor ihm lag. Jeder, den das Empire auf einem fremden Planeten ausschickte, um außerhalb der Handelsstädte zu arbeiten, wurde sorgfältig geschult. Ihm hatte man praktisch gesagt, er solle gefälligst schwimmen oder ertrinken. Und jetzt hatte er sich restlos auf die Aufgabe zu konzentrieren, seinen Platz auf dem Rücken des Pferdes zu behalten.

Er brauchte länger als eine Stunde, ehe er sich ein wenig entspannte und seine drei Gefährten ein bißchen näher betrachten konnte.

Alle drei waren jünger als er selbst. Colryn war groß, hager und feingliedrig. Seine Stimme klang leise, doch er machte einen recht selbstbewußten Eindruck. Er redete und lachte fröhlich, während sie ritten. Lerrys war stämmiger und hatte die rötlichen Haare mancher Terraner. Er war kaum älter als zwanzig. Gwynn, der dritte Mann, war der älteste der drei, groß und dunkelhäutig. Er hielt ein wenig Abstand zu den jungen Männern und gab auch auf Barron nicht acht.

Alle drei trugen Reithosen, die über hohe, meisterhaft gearbeitete Stiefel fielen, dazu spitzenbesetzte, tunikaähnliche Hemden in reichen, dunklen Farben. Gwynn und Colryn trugen darüber noch dicke, pelzgefütterte Reitmäntel, und Lerrys hatte eine kurze, lose Pelzjacke mit Kapuze übergeworfen. Die Hände stecken in kurzen Handschuhen, von den Gürteln baumelten lange, dolchartige Messer, und in den Stiefelschäften steckten zusätzliche kleinere Messer. Gwynn hatte noch ein Schwert quer über den Sattelknauf gelegt. Alle drei trugen das Haar halblang über die Ohren und waren mit Amuletten und anderem Schmuck behängt. Sie sahen wild, fröhlich und barbarisch aus. Seltsam, wenn Barron sie ansah, bekam er Angst. Auf solche Dinge war er nicht vorbereitet!

Nachdem sie das grobe Steinpflaster der Altstadt hinter sich hatten, ritten sie durch elegante Wohnviertel mit breiten Straßen, in deren Gärten hohe, palastähnliche Häuser standen. Dann wurde die Steinstraße zu einem grasigen Trampelpfad, und nun bogen die Reiter in einen umzäunten Platz ein, auf dem Packtiere geputzt, gefüttert und beladen wurden. An offenen

Feuern oder über Kohlenpfannen wurde gekocht; an einem riesigen Holztrug wuschen sich ein paar Männer, andere trugen gefüllte Wassereimer zu ihren Tieren. Es war kalt, und Barron war froh, als er an einer Steinwand vom Pferd gleiten durfte, das auf Colryns Wink von einem anderen Mann weggeführt wurde.

Colryn blieb zurück, um sich um die Tiere zu kümmern, während er mit Gwynn und Lerrys unter einem mit hohen Mauern geschützten Dach vor dem kalten Wind Zuflucht suchte. Lerrys wandte sich an Barron. „Willst du ausruhen, bis wir das Essen fertig haben? Du bist das Reiten nicht gewöhnt. Hast du keine Reitkleider? Ich bringe dir deinen Sack, damit du dich umziehen kannst.“

Barron wußte, daß der Junge freundlich sein wollte, aber er fühlte sich trotzdem irritiert. „Ich habe keine anderen Kleider, es tut mir leid. Alle anderen sind so wie diese hier.“

„Dann kommst du besser mit mir“, schlug Lerrys vor und führte ihn quer über den ganzen Platz zum anderen Ende. Einige der Männer riefen ihnen etwas nach, und wiederholt hörte Barron das nur als böartiges Schimpfwort gebrauchte *Terraner!* Lerrys drehte sich zu diesen Männern um und fauchte sie an: „*Chaireth!*“ Die anderen zogen sich betreten und verlegen murmelnd zurück. Schließlich kamen sie zu einem Verkaufsstand, der neben Töpfer- und Glaswaren auch Kleider feilbot. „In die Berge kannst du in diesen Kleidern nicht reiten“, erklärte ihm Lerrys entschieden. „Ich will dich sicher nicht beleidigen, aber es ist unmöglich.“ „Man hat mir nicht gesagt...“ „Hör mal, mein Freund. Du weißt nicht, wie kalt es in den Bergen werden kann, besonders auf den offenen Ebenen. Deine Kleider sind sicher warm, aber nur für die Stadt gedacht. Der Hellers ist höllisch kalt und das Ende der Welt. Du erfrierst dir die Füße in diesen Schuhen, und...“

„Ich kann es mir nicht leisten“, unterbrach ihn Barron wütend.

Lerrys holte tief Atem. „Mein Pflegevater hat mich angewiesen, Ihnen, Mr. Barron, alles zu verschaffen, was Ihrem Wohlbehagen dient.“ Barron war erstaunt, so angesprochen zu werden, denn für die Darkovaner gab es weder Familiennamen noch diese Form von Höflichkeitsfloskeln. Lerrys schien die Standardsprache ausgezeichnet zu beherrschen. Vielleicht war der junge Mann Berufsdolmetscher?

„Wer ist dein Pflegevater?“ fragte Barron.

„Valdir Alton vom Rat der *Comyn*“, erwiderte Lerrys kurz. Verwirrt und ein wenig bestürzt schwieg Barron. Er kannte die Bedeutung und den Rang der *Comyn*, und wenn einer davon anordnete, er müsse Darkovanerkleidung tragen, dann war jeder Widerspruch überflüssig.

Nach einigem Feilschen, wobei Barron kaum ein Wort verstand, nahm Lerrys einen Pack Kleider und drückte ihn Barron in die Arme. Sie waren dunkelfarbig, sahen fast wie Leinen aus und schienen sehr kräftig. Eine schwere Pelzjacke, ähnlich der, die Lerrys trug, war auch dabei. „Probiere zuerst die Stiefel, ob sie passen. Und die Jacke ist besser als ein Reitmantel, solange du nicht daran gewöhnt bist“, erklärte er. Barron bückte sich und schlüpfte aus seinen weichen Schuhen. Der Kleiderverkäufer sagte etwas, das Barron nicht verstand, und Lerrys erklärte ihm ungehalten, der *chaireth* sei Lord Altons Gast, worauf der Händler heftig schluckte, eine Entschuldigung stotterte und schwieg. Die Stiefel paßten, als seien sie ihm angemessen worden. Lerrys hob die ausgezogenen Schuhe auf und schob sie in Barrons Tasche. „Die kannst du im Haus tragen“, sagte er.

Er wollte etwas darauf antworten, doch ehe er noch den Mund aufmachen konnte, überfiel ihn eine seltsame Benommenheit.

*

Er stand in einer großen Halle mit gewölbter Decke, die nur von ein paar flackernden Fackeln erhellt war. Unter ihm grölten betrunkene Männer. Er roch Holzrauch und gebratenes Fleisch und noch etwas anderes, dessen beißender Geruch ihm Übelkeit verursachte. Er griff nach einem Ring in der Wand, doch der war nicht da. Auch die Wand war nicht da. Er stand wieder

im scharfen Wind, und durch die Wolken fiel Sonnenlicht. Die Kleider lagen zu seinen Füßen im Gras, und der junge Lerrys starrte ihn bestürzt an.

„Wie geht es dir, Barron? Du siehst ein wenig... merkwürdig aus.“

Barron nickte, bückte sich und hob seine Kleider auf. Er war froh, daß Lerrys ihn unter das Schutzdach zurückbrachte. Er ließ sich auf den Boden sinken und lehnte sich zitternd an die Mauer.

Schon wieder! Wurde er wahnsinnig? Wäre es Überanstrengung infolge jahrelanger unermüdlicher Arbeit gewesen, dann müßte die Spannung nun doch allmählich von ihm abfallen. Und diesmal war der Tagtraum, oder was immer es war, noch viel lebhafter gewesen als je zuvor. Er schloß die Augen und versuchte nichts zu denken. Zum Glück kam Colryn und nahm ihn mit zum Feuer, wo schon ein paar Männer in dunklen Kleidern standen. Barron ging zum Trog, wo Gwynn und Lerrys sich wuschen, Es wurde dämmrig, und der eisige Abendwind war aufgekommen, aber alle wuschen sich lange und gründlich. Barron zitterte vor Kälte und sehnte sich nach der warmen Pelzjacke, aber er wusch sich wie die anderen Gesicht und Hände.

Dann saßen sie um das Feuer herum, und Gwynn begann das Essen auszuteilen. Barron wärmte seine Hände an dem Teller, auf dem gekochtes, süßes Korn lag, das mit einer scharfen Soße übergossen war, und ein großes Stück Fleisch. Daneben stand ein Becher mit einem bittersüßen, schokoladeähnlichen Getränk. Es schmeckte gut. Er hatte allerdings kein Messer und konnte das Fleisch nicht schneiden, das luftgetrocknet und ein wenig lederig war. Barron nahm ein Zigarettenpäckchen aus seiner Tasche und zündete ein Stäbchen an.

Gwynn warf ihm einen finsternen Blick zu und fragte ihn etwas, wovon Barron aber nur das unbekannte Wort *embredin* verstand. Lerrys sah von seinem Teller auf, bemerkte die Zigarette und sagte wieder „*chaireth*“, stand auf und setzte sich neben Barron.

„Ich würde hier an deiner Stelle nicht rauchen“, bat er ihn. „Ich weiß, es ist eine Terranersitte, aber die Männer der Dämonen sehen sie als Beleidigung an.“

„Was hat er denn gesagt?“ Lerrys wurde rot. „Er fragte, ob du... verweiblicht seist. Weißt du, hauptsächlich waren es deine Schuhe, und jetzt... Nun, ich würde nicht rauchen. Bei uns rauchen nur die Frauen.“ Gereizt drückte Barron die Zigarette aus. Das wurde ja noch schlimmer, als er sich's vorgestellt hatte! „Was heißt dieses Wort *chaireth*?“

„Fremder“, erklärte ihm Lerrys. Barron spießte ein Stück Fleisch auf. „Ich hätte dir ein Messer besorgen sollen“, entschuldigte sich Lerrys.

„Ist egal“, antwortete Barron. „Ich kann sowieso nicht damit umgehen.“

„Trotzdem...“ Aber Barron hörte nicht mehr, was Lerrys noch sagte, denn das Feuer vor ihm flammte plötzlich hoch auf, und mitten in den Flammen stand groß, bläulich, glühend... Eine Frau.

Die Gestalt wuchs vor seinen Augen und wurde wieder zu dem Wesen in den goldenen Ketten, und ihre Schönheit brannte sich ihm in Herz und Gehirn. Barron ballte die Hände, bis seine Nägel in das Fleisch schnitten. Dann war die Erscheinung wieder verschwunden.

Lerrys starrte ihn blaß und entgeistert an. „Sharra“, flüsterte er und tat einen keuchenden Atemzug. „Sharra mit den goldenen Ketten...“

Barron griff nach ihm. Die Anwesenheit der anderen war ihm gleichgültig. „Du hast sie gesehen?“ fragte der drängend.

Lerrys nickte. Sein Gesicht war so totenblaß, daß die Sommersprossen dunkel hervortraten. „Ja, ich habe sie gesehen. Ich verstehe nur nicht, wie du sie sehen konntest! Wer, in Teufels Namen, bist du?“

Barron schüttelte verwirrt den Kopf. „Ich weiß nicht, was das ist! Es geschieht immer wieder, und ich ahne nicht einmal, warum. Ich mochte nur wissen, warum du es auch sehen kannst.“

Es kostete Lerrys einige Mühe, Haltung zu bewahren, als er sprach: „Was du gesehen hast, ist eine uralte Darkovaner-Göttin. Ich verstehe die Sache auch nicht. Manche Terraner haben telepathische Kräfte. Jemand muß diese Bilder aussenden, und du hast die Kraft, sie

aufzufangen... Ich muß erst mit meinem Pflegevater darüber sprechen, ehe ich dir mehr darüber sagen kann.“ Dann schwieg er lange. „Sag, wie willst du am liebsten gerufen werden?“ fragte er unvermittelt.

„Dan wird genügen“, meinte Barron. „Gut. Also Dan. In den Bergen wirst du einige Schwierigkeiten haben. Ich hielt dich für einen ganz normalen Terraner, nicht für...“ Er biß sich auf die Lippen. „Ich darf nicht offen reden, auch in diesem Fall nicht. Aber du wirst einen Freund brauchen. Weißt du, warum dir niemand ein Messer leihen wollte?“

Barron schüttelte den Kopf. „Mir wäre nie eingefallen, daß ich darum bitten könnte. Ich sagte ja schon, ich kann nicht damit umgehen.“

„Du bist Terraner. Hier ist es nicht Brauch, ein Messer oder irgendeine andere Waffe zu leihen oder zu verschenken, außer zwischen Verwandten und engen Freunden. Sagt jemand, ‚mein Messer ist deines‘, so ist das ein Versprechen, und es bedeutet, daß du den anderen auch unter eigener Lebensgefahr verteidigen mußt. Man kauft ein Messer oder gewinnt es in einem Kampf als Beute. Meistens läßt man sich eines schmieden.“ Plötzlich lachte er. „Trotzdem bekommst du von mir das hier.“ Er bückte sich und nahm ein scharfes, kleines Messer aus seiner Stiefeltasche. „Es gehört dir, Dan, und ich weiß, was ich damit sage. Nimm es von mir und sage: ‚deines und meines‘.“

Barron fummelte ein wenig verlegen und ungeschickt an der Messerscheide herum. „Deines und meines also. Ich danke dir, Lerrys.“ Es war ein Augenblick von merkwürdiger Intensität, als er dem jungen Mann in die Augen sah.

Die anderen beiden hatten ihnen verwundert zugesehen, Gwynn voll überraschter Ablehnung, Colryn verständnislos, fast eifersüchtig.

Erleichtert trotz aller momentanen Verwirrung machte sich Barron über das Fleisch her, das nun, mit dem Messer in der Hand, viel besser zu schmecken schien. Lerrys sagte nichts mehr, lächelte ihm nur manchmal ein wenig zu. Barron wußte, der Junge hatte ihn als Freund „adoptiert“. Es war ein seltsames Gefühl. Niemals hatte er wirklich gute Freunde gehabt, vor allem niemals einen jüngeren Mann von einer fremden Welt.

Nach dem Essen wusch er ebenso wie die anderen Teller und Becher ab und breitete die Decken im Innenraum aus. Jetzt war es sehr dunkel geworden, und kalter Regen fiel. Er war froh, ein Dach über dem Kopf zu haben, und irgendwie, das spürte er, hatte sich das Benehmen der anderen ein wenig geändert. Darüber freute er sich.

Einmal wachte er nachts auf. Die Pelzdecke gab ihm behagliche Wärme. Aber plötzlich biß wieder kalter Wind in seine Haut. Lerrys, der in seiner Nähe schlief, drehte sich um und murmelte etwas. Das brachte Barron in die Gegenwart zurück.

Wenn das alle paar Stunden passiert, wird es eine höllische Reise, dachte er. Aber was konnte er dagegen unternehmen?

4.

Die Stimme drang durch Melittas Träume.

„Melitta! Schwester Melitta! *Breda*, wach auf! Hör mir zu!“

Sie setzte sich auf. „Storn“, flüsterte sie fast unhörbar. „Storn, bist du es?“

„Ich kann nicht lange mit dir sprechen, *breda*, also hör mir zu. Nur du kannst mir helfen. Allira hört mich nicht, und sie ist auch zu schwach und mutlos. Sie würde sterben in den Bergen. Edric ist verwundet und liegt im Gefängnis. Kleine Schwester, wagst du es, mir zu helfen?“

„Ja, ich werde alles tun“, flüsterte sie. Ihr Herz klopfte hart, und ihre Augen bohrten sich in das Dunkel. „Bist du hier? Können wir entkommen? Soll ich Licht machen?“

„Seht! Ich spreche zu dir nur durch deinen Geist. Seit vier Tagen versuchte ich dich zu

erreichen, und jetzt endlich hörst du mich. Hör mir zu, kleine Schwester. Du mußt allein gehen. Du bist kaum bewacht. Du kannst sie abschütteln. Aber du mußt gehen, ehe der Schnee die Pässe schließt. Ich habe jemanden gefunden, der dir helfen wird. Ich sende ihn dir nach Carthon.“

„Wo „In Carthon...“, flüsterte die Stimme noch, dann schwieg sie. „Storn, Storn, geh nicht“, wisperte Melitta, aber sie wußte, daß sie wieder allein in der Finsternis war, aber noch immer klang das Echo der brüderlichen Stimme in ihrem Ohr.

Carthon... Wo lag Carthon? Melitta hatte sich noch nie weit von der Burg entfernt. Nie war sie jenseits der Berge gewesen, und ihre geographischen Kenntnisse waren recht verschwommen. Carthon konnte ebenso hinter der nächsten Bergkette wie am Ende der Welt liegen.

Hatte ihr Bruder aus seiner magischen Trance wirklich nach ihr gerufen? Wenn ja, dann konnte sie nichts anderes tun als gehorchen.

Melitta Storn war ein Mädchen aus den Bergen. Die Wurzel ihres Seins war die Loyalität dem Stamm gegenüber, ihre Treue zu Storn, ihrem ältesten Bruder, dem Oberhaupt der Familie. Daß er blind war und sie, den jüngeren Bruder und die Schwester nicht verteidigen konnte, spielte hier keine Rolle. Nie stellte sie seine Autorität in Frage. Er hatte ihr die Aufgabe gestellt, zu entrinnen und Hilfe zu finden, und sie hatte zu gehorchen.

Sie stand vom Bett auf, legte einen Pelzmantel um die Schultern und zog Pelzsocken über die Füße, denn die Nacht war bitterkalt. Sie tastete nach Feuerstein und Zunder und machte Licht. Es war nur eine winzige Flamme, aber sie war tröstlich. Melitta setzte sich vor das Licht und überlegte, was sie tun konnte.

Sie mußte nach Carthon. Dort wartete jemand auf sie, der ihr helfen konnte. Sie vermochte sich allerdings nicht vorzustellen, wie das möglich sein sollte.

Noch immer folgten ihr die Wachen in respektvollem Abstand, und das würden sie auch jetzt tun, sobald sie ihr Zimmer verließ. Sie fürchteten Brynat mehr, als sie ihren Schlaf liebten. Aus Angst vor ihm hatte noch keiner Hand an sie zu legen gewagt. Aber ihm dafür dankbar zu sein, hieß unweigerlich, in seine Falle zu tapen.

Melitta war Realistin; also überlegte sie den nächsten Schritt.

Sie trat ans Fenster und zog den Pelz enger um sich. Sie lehnte sich weit hinaus. Ehe der Schnee die Pässe schließt... Sie glaubte, im beißendkalten Nachtwind den Schnee zu riechen...

Die Nacht war noch jung. Die Monde Idriel und Liriel standen hoch am Himmel, und der perlmuttschimmernde Mormalor stieg eben hinter dem Grat eines Berges herauf. Wenn es ihr gelänge, die Burg vor Anbruch der Morgendämmerung zu verlassen...

Jetzt konnte sie noch nicht gehen. Die Männer waren unten in der Halle bei ihrem Gelage. Allira konnte noch nach ihr schicken, und da durfte sie nicht verschwunden sein. Aber in den Stunden vor der ersten Morgendämmerung, wenn sogar die Nachtluft schläfrig und ein wenig benommen war, da mochte es ihr gelingen, so daß sie am Vormittag, wenn sie ihr leeres Zimmer entdeckten, schon weit weg sein konnte. Sie schloß das Fenster, kuschelte sich in ihren Pelz und schmiedete an ihrem Plan.

Wohin konnte sie gehen, wenn sie die Burg hinter sich hatte? Carthon, wo immer es lag, konnte sie sicher nicht in einer einzigen Nacht erreichen. Sie brauchte Unterkunft und Nahrung, denn die Reise konnte sie bis ans Ende der Welt führen. Der eine oder andere Vasall ihres Vaters würde sie sicher aufnehmen, denn sie liebten Storn und auch sie, wenn sie auch gegen den Wegelagerer und Räuber Brynat keinen Schutz bieten konnten. Sie würden sie verstecken, bis sie sicher ihren Weg fortsetzen konnte, sie würden sie mit Lebensmitteln versorgen und sie auf den richtigen Weg nach Carthon bringen.

Die nächsten Nachbarn waren die Aldarans, deren Burg unter dem Hohen Kimbi lag. Soviel sie wußte, hatten sie keine Blutfehde mit den Storns und keine Verpflichtung Brynat gegenüber. Aber auch sie konnten jetzt nicht für die Storns kämpfen. Ihre Großmutter stammte von den Leyniers ab, die mit den Altons von den Sieben Domänen verwandt waren,

aber selbst die Macht der *Comyn* hatte hier in den Bergen eine Grenze.

Obwohl sie ihren Bruder nicht kritisierte, überlegte sie nun, daß es vielleicht zweckmäßig gewesen wäre, wenn er sich, da er ja wußte, wie schwach er war, unter den Schutz einer der mächtigen Bergherren gestellt hätte. Aber die Klüfte und Abgründe um die Burg Storn waren bisher immer ein ausreichender Schutz gewesen.

Er könnte Allira oder mich an einen Sohn eines großen Hauses verheiratet haben, dann hätten wir deren Schutz gehabt, überlegte sie.

Aber es hatte keinen Sinn, jetzt darüber zu grübeln.

Sie nahm die winzige Lampe und ging damit zu ihrer Truhe. In Mantel und langen Röcken konnte sie sich nicht ausreichend bewegen. Am Boden der Truhe fand sie einen alten Reitmantel, der aus dickem Stoff bestand und mit Pelz gefüttert war. Er würde warm und unempfindlich sein und zu wenig kostbar, um die Habgier von Räufern zu reizen. Dann fand sie alte Reithosen ihres Bruders, die mit Leder besetzt waren. Die hatte sie getragen, wenn sie auf den Besitztümern herumritt. Sie fügte noch eine warme, gestrickte Bluse hinzu, eine lange, dicke, gefütterte Tunika, ihre Pelzstiefel und Socken. Sie machte ein kleines Paket aus Unterwäsche und einigen kleinen Schmuckstücken, die sie unterwegs verkaufen oder verschenken konnte, wenn sie Hilfe fand. Dann flocht sie ihre Zöpfe und zog eine wollene Kappe darüber. Nun löschte sie die Lampe und ging zum Balkon. Bis jetzt hatte sie nur gehandelt, ohne genau zu wissen, wie sie aus der Burg gelangen konnte.

Es gab Geheimgänge, und sie kannte einige davon. Einer ging vom Weinkeller aus und führte an den Verliesen vorbei. Sie mußte also nur in den Weinkeller gelangen. Das war ziemlich einfach, vorausgesetzt, sie konnte die Posten so betrunken machen, daß man sie durchließ.

Ein anderer Weg, nur unbenutzt und vergessen, sonst aber durchaus nicht geheim, war ein Tunnel, der zu den Felsen führte, wo in alten Zeiten die Schmiedefeuher gebrannt hatten, denn die kleinen, dunklen Bergbewohner hatten das Feuer verehrt, an dem sie ihre Geräte schmiedeten, die, so hieß es, Zauberkraft besaßen. Später hatte sich das kleine Volk tiefer in die Berge zurückgezogen, und die Storns waren erst gekommen, nachdem sie schon lange weg waren. Als Kind hatte Melitta mit ihren Geschwistern die Höhlen und verlassenen Wohnstätten des Schmiedevölkchens erforscht, aber zugleich mit ihnen war ihr Zauber gegangen. Kümmerliche, ärmliche Reste hausten noch in den Dörfern um die Burg Storn, aber sie waren jetzt mit den Bauern fortgetrieben worden.

Sie musterte den Balkon. *Ich brauche Schwingen*, überlegte sie. Solange sie ihren Raum nicht verließ, belästigte man sie nicht. Und ihre Wächter würden dem Häuptling schwören, sie sei nicht einmal in die Nähe der Tür gekommen. Jetzt wünschte sie, daß sie ihre Kindheit in einem der Räume hätte verbringen können, die einen Geheimausgang hatten. Dann fiel es ihr nicht schwer, zu entkommen. So, wie die Dinge lagen, mußte sie aber zuerst ihr Zimmer verlassen. Doch wie sollte ihr das gelingen?

Ein schwacher Lichtschimmer in einem der unteren Stockwerke und ein Stück von ihr entfernt sagte ihr, daß Allira in der Königssuite herumwanderte. *Storn hätte Allira erreichen müssen*, dachte sie. Sie wußte, daß von dieser Suite aus ein Geheimgang in das Dorf an den Steilfelsen führte. Allira brauchte nur zu warten, bis Brynat schlief, und leise hinauszuschlüpfen...

Sie überlegte fieberhaft. Sie konnte ihre Schwester besuchen. Die Wachen würden ihr bis zur Tür der Königssuite folgen, aber nicht hineingehen. Vielleicht gelang es ihr, drinnen den Zugang zu dem Geheimgang zu finden. Um welche Zeit konnte sie vor Brynat dort am sichersten sein? Konnte sie auf Allira zählen, daß sie ihn berauschte oder ihn durch ein vorgetäushtes Liebespiel ablenkte, damit sie, Melitta, entfliehen konnte?

Nein, auf Allira kann ich mich nicht verlassen, überlegte sie verzweifelt. Sie würde mich nicht betrügen oder verraten, aber sie hätte nicht den Mut, mir zu helfen oder Brynat zu reizen.

Wie lange würde es dauern, bis Brynat erführe, daß sie bei ihrer Schwester war? Und was würde er tun, wenn sie nach angemessener Zeit nicht wieder aus deren Zimmer käme? Sie

würden Allira in Stücke reißen, um die Wahrheit aus ihr herauszuholen. Nein, das ging nicht. Aber es war ihre einzige Chance. Traf Brynat sie bei Allira an, dann konnte er Verdacht schöpfen und sie fortan strenger bewachen lassen. Sie wußte, daß die Posten strengen Befehl hatten, Brynat zu melden, wenn die beiden Schwestern länger als einige Minuten miteinander sprachen.

Aber wenn niemand wüßte, daß ich bei Allira bin?

Wie konnte sie ungesehen dorthin gelangen?

Die alten Darkovaner waren mit solchen Fragen fertig geworden. Aber Melitta konnte sich des magischen Kraftfeldes nicht bedienen, das Storn schützte. Es gab auch Zaubermäntel, die einen Schleier der Illusion über den Träger warfen, so daß er ungesehen herumgehen konnte. Es war ein Geheimnis einer bestimmten Lichtbrechung. Melitta wußte jedoch nicht, ob Storn je einen solchen Mantel besessen hatte, wo er war und wie er zu gebrauchen wäre. Sie konnte vielleicht in den Sonnenaufgangsturm gelangen und dort ein magisches Vogelkleid überstreifen, mit dem sie von der Burg wegfliegen konnte - aber nur in der Illusion. Ihr Körper würde dann in Trance im Turm liegen. Das war auch keine wirkliche Hilfe. *Wenn ich Schwingen hätte, mit denen ich zu dieser Suite hinunterfliegen könnte...*

Das war es. Schwingen hatte sie nicht, und es half nichts, wenn sie darüber grübelte. Aber sie hatte zwei kräftige Beine und ebenso kräftige Arme, zehn starke Finger und viel Übung im Klettern.

Sie ging zum Rand des Balkons und beugte sich über das Geländer. Jetzt gab es nur noch kalte, realistische Überlegung. Mit Vorsicht und ein wenig Glück brauchte sie gar keine Schwingen. Sie konnte klettern. Es mußte möglich sein.

Ein kleiner Schwindel packte sie momentan, als sie an der rauhen Mauer nach unten blickte. Aber dann hatte sie ihre Entscheidung schon gefällt. Sie nahm die Pelzhandschuhe und steckte sie in die Taschen von Edrics Reithosen. Den Mantel schlug sie zurück und knöpfte ihn an der Taille fest. Zuletzt zog sie die Stiefel aus, band sie an den Senkeln zusammen und hängte sie um ihren Hals.

Dann schwang sie sich über das Geländer. Einen Augenblick hielt sie sich noch daran fest, um den Weg zu erkunden, den sie nehmen mußte - etwa dreißig Meter nach links und zwölf Meter nach unten. Dann tastete sie mit den Zehen von einem Mauervorsprung zum anderen, fand einen Halt für ihre Hände und preßte sich an den Stein.

Als Kind waren ihr die Mauerritzen und Mörtelstreifen breiter erschienen, und der Stein war jetzt eiskalt. Bald schmerzten ihr die Füße, und ihre Fingernägel brachen. Das Mondlicht war schwach und trügerisch, aber sie bewegte sich mit untrüglicher Sicherheit weiter.

Einmal schoß ihr der Gedanke durch den Kopf, daß der Posten sie ja sehen müsse, wenn er seine Runde machte, und dann war sie ein sicheres Ziel für seinen Pfeil. Einmal bewegte sich unten ein Licht, und sie hörte eine Stimme. Zum Glück sah der Posten nicht zu ihr hinauf, denn er war betrunken und taumelte lauthals singend weiter.

Ein andermal brach ein Kiesel unter ihren Fingern aus dem Mörtel. Das kleine Geräusch, mit dem er von Vorsprung zu Vorsprung fiel, bis er schließlich im Abgrund verschwand, kam ihr vor wie Kanonenschläge. Sie hielt eine ganze Weile den Atem an und schloß die Augen. Als sie sich wieder zu rühren wagte, war noch alles ruhig.

Die zwei Monde waren schon hinter einem Bergrücken verschwunden, und dünner Nebel stieg auf, der sich rasch verdichtete, als sie sich über das Geländer des Balkons an der Königssuite schwang, sich in dessen Schatten zusammenkauerte und tief atmete. Als sie sich wieder zu bewegen vermochte, schlüpfte sie in ihre Pelzstiefel, zog die Handschuhe an und kuschelte sich in die behagliche Wärme ihres Mantels.

Die erste Wegstrecke hatte sie hinter sich. Nun mußte sie zu Allira hineingelangen, ohne daß Brynat sie sah. Jetzt durfte nichts mehr schiefgehen, nachdem sie so weit gekommen war!

Sie preßte ihr Gesicht an das bunte Glas der Balkondoppeltüren. Innen waren die Fenster verriegelt und mit dicken, gefütterten Vorhängen verhängt. Und plötzlich griff die Angst nach

ihr, Brynat könne die Vorhänge zur Seite schieben, zum Fenster hinausschauen - und sie sehen. Sie wagte nicht, die Hand zu heben, um leise zu klopfen. Sie *wußte*, daß er hinter den Vorhängen stand. Angst, Nervosität und die Reaktion der Anstrengung und Gefahr schüttelten sie. Sie drückte sich in eine Ecke und wartete.

Storn, Bruder, hilf mir! Du kamst vorher zu mir, hilf mir auch jetzt! Ihr Götter der Berge, was soll ich tun“ Sie kauerte sich zusammen und blieb bewegungslos und frierend im Schatten. Stunden schienen zu vergehen. Endlich begann ihr Gehirn wieder zu arbeiten. Sie konnte denken.

Als wir Kinder waren, konnten Allira und ich uns wortlos verständigen. Nicht immer, aber wenn einem von uns Gefahr drohte. Als der Vogel sie angriff und schließlich seine ganze Sippe ihr den Rückweg abschnitt, da wußte ich es und konnte ihr zu Hilfe eilen. Sie war damals vierzehn und ich acht. Diese Kraft kann nicht verlorengehen, sonst hätte mich Storn nicht erreicht. Aber ich muß ruhig bleiben, sonst glaubt sie, ich sei nur ein Teil ihrer eigenen Angst.

Sie war ungeübt, aber Storn, der Blinde, kannte alle telepathischen Wege. Für seine Schwestern waren es Träume, Phantasien, Spiele und Tricks gewesen, denn sie verstanden sie nicht, und es bestand keine Notwendigkeit, diese telepathischen Wege zu gehen.

Nein, darüber nachzudenken, hieß kostbare Zeit verlieren. Sie hob die Hand, um an das Fenster zu klopfen. Plötzlich sah sie deutlich Brynats Gesicht vor sich, und sie zuckte zurück und duckte sich wieder in den Schatten. Im nächsten Augenblick schob eine braune Hand den Vorhang zur Seite, und Brynats Narbengesicht erschien am Fenster und spähte in die Dunkelheit hinaus.

Eine endlose Minute verging. Dann wandte sich Brynat ab, und das Licht erlosch.

Der dritte Mond ging unter. Melitta zitterte vor Kälte. Dann begann auch noch ein eisiger Regen zu fallen. Er schreckte sie auf. Sie mußte vor Sonnenaufgang verschwinden und sich verstecken, und wenn sie jetzt eine Scheibe einschlagen mußte, um Allira aus dem Schlaf zu scheuchen!

Da sah sie wieder ein dünnes Licht durch die Vorhänge schimmern. Eine schmale Hand erschien, griff nach dem Riegel und schob ihn zurück. Dann kam Allira in einem langen, wollenen Hemd und mit zerzaustem Haar an die Tür und schob sie auf. Ihre großen Augen blickten direkt in die Melittas.

Melitta hob die Hand, aber Allira schrie nicht. Sie legte nur erleichtert die Hand auf das Herz. „Ich wußte, daß du da bist, Melitta. Wie bist du hierhergekommen?“ flüsterte sie.

Melitta machte lediglich eine Kopfbewegung. „Keine Zeit jetzt. Brynat...“

„Schläft mit einem Auge, wie eine Katze. Hast du eine Waffe?“

„Nein, keine, mit der ich ihn lautlos töten könnte. Und dann wären noch immer seine Männer...“ Allira zuckte zurück. Sie wußte, daß ihre Schwester auch das überlegt - und verworfen hatte.

„Den Geheimgang zur alten Felsenstadt. Ist der schon entdeckt?“

„Nein. Aber den kennst du nicht. Du würdest dich verirren. Und fändest du den Weg hinaus, dann würdest du in den Bergen umkommen. Wohin wolltest du gehen?“

„Nach Carthon. Ich weiß nicht, wo es liegt. Weißt du es?“

„Es ist eine Stadt hinter den Pässen, die früher den Sieben Domänen gehörte. Melitta, wagst du das wirklich?“

„Es ist besser, als hier zu sterben“, erwiderte Melitta unumwunden. „Du scheinst es hier ertragen zu können, obwohl...“

„Ich will nicht sterben.“

Allira schluchzte, und Melitta fuhr sie an, sich ruhig zu verhalten. Allira hatte keine Schuld, daß sie so schwach und zart war. Vielleicht war sogar der Schutz, den Brynat ihr gab, besser, als durch Geheimgänge und Wälder zu irren, Pässe zu überschreiten und in ferne Städte zu flüchten. Fast beneidete Melitta ihre Schwester um diese weibliche Schwäche, doch nur einen

Augenblick lang.

Im Grunde tat ihr Allira doch leid, denn sie hatte das Schlimmste hinter sich, das ihr zustoßen konnte. Was hatte sie jetzt noch zu fürchten? Jetzt brauchte sie ihr Leben nicht mehr aufs Spiel zu setzen.

„Du mußt gehen, solange Brynat schläft“, flüsterte Allira. „Und die Posten kommen jede Nacht und sehen nach, ob ich ihn nicht umgebracht habe.“ Ein vages Lächeln huschte über ihr Gesicht, als sie das sagte.

Beide Mädchen schlüpfen lautlos hinein. Brynat lag schnarchend in dem großen Bett. Melitta huschte an ihm vorbei.

Dann waren sie im reichgeschmückten Empfangsraum der Suite.

Um den Kamin standen geschnitzte Truhen und seltsame, ausgestopfte Tiere. Melitta drückte auf einen Knopf an einem Marmorschwert. Ein Stein glitt zur Seite und gab den Blick frei auf eine alte Treppe. Melitta drückte Alliras Hand, fand aber kein Abschiedswort, weil ihr plötzlich die Kehle wie zugeschnürt war. Worte nützten auch nichts. Entweder war sie bald in Sicherheit - oder tot.

„Die Posten vor meiner Tür glauben, ich sei noch in meinem Zimmer“, flüsterte sie noch Allira zu. „Du hast nichts gehört und nichts gesehen.“

Allira drückte ihre Schwester an sich und küßte sie. „Soll ich dir Brynats Messer holen? Er wird glauben, er habe es verloren, wenn er es nicht bei mir findet.“

Melitta nickte. Wenig später kehrte Allira mit einem langen, ungeschützten Messer zurück und schob es in Melittas Stiefeltasche. Und noch etwas hatte Allira. Es war in ein Stück Leinen eingewickelt - ein halber Laib Brot, ein Stück Röstfleisch, eine Handvoll klebriger Süßigkeiten. Lächelnd schob Melitta das Päckchen in ihre weite Manteltasche. „Vielen Dank, Lira, das wird mir einen Tag oder zwei weiterhelfen. Ich muß jetzt gehen. In drei Stunden ist es hell... Gib mir deine goldene Kette, wenn du nicht fürchtest, daß Brynat sie vermissen wird. Ich kann sie verstecken und damit bezahlen.“

„Das Amulett hat mich nicht beschützt“, antwortete Allira lächelnd und nahm die lange Kette ab. „Vielleicht bringt es dir mehr Glück, weil du mehr Mut hast als ich.“ Melitta drückte das Amulett an ihre Brust.

„Ich bringe es dir zurück“, versprach sie, gab Allira einen raschen Kuß und huschte die Treppe hinab. Sie hörte Allira seufzen, als das Licht erlosch und die Tür sich schloß.

Sie war allein.

5.

„Bei Einbruch der Nacht müssen wir in Armida sein“, erklärte Colryn und ritt vor den anderen den Hohlweg entlang. „Hast du das Reiten inzwischen sattbekommen?“

Barron schüttelte den Kopf. „Das ist gut. Aber vielleicht will der Lord der *Comyn*, daß wir unsere Reise dort für ein paar Tage unterbrechen, ehe wir zu den Hügeln kommen.“

Barron grinste vor sich hin. Wenn Colryn nach Armida zu den Hügeln kam, was war dann das, was sie in den vergangenen vier Tagen durchgeritten hatten? Seit sie die Handelsstadt hinter sich hatten, wand sich ihr Pfad um einen Berg, führte über den Kamm des nächsten in ein Tal hinab, dann zum folgenden Gipfel, und Barron hatte es aufgegeben, die Gipfel zu zählen.

Trotzdem war er nicht müde. Er saß jetzt nicht mehr krampfhaft auf dem Pferd, und er war auch härter geworden. Irgendwie hatte jedes Stückchen des Weges, ihn verzaubert, ihn in einem unerklärlichen Bann gehalten.

Bitterkeit und Resignation waren in seiner bekannten Welt zurückgeblieben, bei jenen, die den riesigen Bogen über die ganze Galaxis spannten. Er war ins Exil gegangen, in die

Fremde.

Es war alles fast wie im Traum, als lerne er wieder eine Sprache sprechen, die er längst vergessen glaubte. Die fremde Welt griff nach ihm und lockte ihn. Ihm war, als trenne ihn ein Vorhang der Unwirklichkeit von seinem früheren Leben.

Verliebst du dich in diese Welt? fragte er sich. Er atmete die kalte, duftende Luft und lauschte den Hufschlägen der Pferde auf der beinhart gefrorenen Straße. Irgendwie hatte er das Gefühl, schon einmal hiergewesen zu sein. Alles war ihm vertraut. Nein, nicht vertraut. Ihm war, als müsse er in einem früheren Leben schon einmal so geritten sein, diese Luft geatmet, den Weihrauch gerochen haben, den seine Kameraden in das Lagerfeuer streuten. Es war, als sei er blind gewesen, als hätten sich seine Augen erst jetzt der stillen, seltsamen Schönheit erschlossen, die ihm ans Herz griff.

Gelegentlich dachte in ihm wieder der alte Barron. Dann wurde ihm klar, daß dieses Erlebnis des *déjà vu* eine neue Form jenes Wahnsinns sein mußte, der ihn den Job gekostet hatte. Aber diese Zwischenspiele waren nur ganz kurz. Sonst ritt er wie in einem Traum befangen dahin, und er genoß das Gefühl, zwischen zwei Welten und zwei Persönlichkeiten zu pendeln. Er wußte, wenn die Reise unterbrochen wurde, fiel auch der Zauber von ihm ab.

„Was ist Armida?“ wandte er sich nach einer Weile an Colryn.

„Der Besitz des Lords Valdir Alton, der nach dir gesandt hat. Er wird sich freuen, daß du seine Sprache fließend sprichst, und er wird dir erklären, was er wünscht. Dort unten ist es.“ Er beschattete seine Augen mit der Hand und deutete mit der anderen.

Die dicken, graublauen Koniferen standen immer weiter auseinander, je tiefer sie ins Tal kamen. Die kleinen Zapfen, die in großen Mengen auf dem Boden lagen, rochen würzig. Manchmal zwitscherte in den Büschen ein Vogel. Im Unterland stieg da und dort schon ein wenig Nebel auf, und Barron überlegte, daß es gut sein würde, unter Dach und Fach zu sein, wenn der Abendregen begann. Er hatte es allmählich satt, Abend für Abend unter einer Plane zu liegen und immer nur das zu essen, was am offenen Feuer gekocht werden konnte.

Er schloß die Augen, denn sein Pferd fand den Weg auch ohne ihn. Er schwamm in einem kurzen Tagtraum. *Ich muß meinen geheimen Zweck vor den Altons verbergen, bis ich weiß, daß sie mich nicht hindern, sondern mir helfen würden. Ich kann den besten Weg erfahren. Bald wird der Schnee die Pässe schließen, aber zuvor muß ich noch den Weg nach Carthon finden. Den Weg zum Ende der Welt...*

Er schüttelte den Traum von sich ab. Wo war Carthon? Und was war Carthon. Vielleicht hatte er schon einmal diesen Namen auf einer Karte gesehen. Man sagt immer, das Unterbewußtsein vergißt nichts. Vielleicht webte dieses Unterbewußtsein nun halbvergessene Fragmente in seine Tagträume.

Vor vielen Jahren einmal hatte er auf einer anderen Welt ein Lied gelernt: Man schickt mich auf eine Reise Drei Meilen hinter dem Ende der Welt Ich glaub', das ist keine Reise... *Nein, das stimmt nicht.* Er forschte in seinem Geist nach den richtigen Worten, denn das lenkte ihn ab von der Fremdheit um ihn herum.

„Sagtest du etwas, Barron?“ fragte Lerrys.

„Nein, eigentlich nicht. Es ist auch schwer zu übersetzen. Man müßte schon die terranische Sprache kennen. Verstehst du sie?“

„Ganz gut“, erwiderte Lerrys grinsend.

Barron piffte das Bruchstück einer Melodie und begann dann mit einer etwas heiseren, doch melodiosen Stimme zu singen:

Ich reite in meinen Träumen
Auf einem Pferd aus Luft
Unter den grünen Bäumen
In einer Wolke aus Duft.
Ich fliege durch unendliche
Weiten Weil eine Fee mich rief

Und stürme durch Ewigkeiten,
Denn sie küßte mich, als ich schlief.
Ich ritt ihr nach durch Wald und Feld,
Noch immer lockt sie mich leise.
Drei Meilen hinter dem Ende der Welt,
Endete meine Reise.

Lerrys nickte. „Ja, so geht es einem manchmal. Mir gefällt das Lied, und auch Valdir wird es mögen. Aber Armida ist nicht ganz das Ende der Welt. Noch nicht.“

Sie ritten um eine Wegbiegung. Es roch nach Holzrauch und feuchter Erde, und durch den dünnen Nebel sahen sie das große Haus unter sich liegen.

„Armida“, sagte Lerrys. „Das Haus meines Pflegevaters.“

Barron wußte nicht, warum er geglaubt hatte, es müsse eine Burg sein, die zwischen unüberwindlichen Bergspitzen thronte, und um deren Zinnen kreischende Adler flogen. Das Haus sah anders aus.

Lerrys klatschte seinem Pferd den Hals. „Sie riechen den Heimatstall. Es war ein guter Ritt, und es ist eine der sichersten Straßen. Aber mein Pflegevater fürchtete, es könnte Gefahren geben.“

„Welche Gefahren?“ fragte Barron. *Ich muß wissen, was meiner auf dem langen Weg nach Carthon wartet.*

Lerrys zuckte die Achseln. „Katzenmenschen vielleicht, wandernde Banden von Nichtmenschen, ein paar Banditen. Und wenn der Geisterwind bläst... Aber ich will dir keine Angst machen. Dieser Teil der Welt ist friedlich.“ „Bist du schon viel gereist?“ „Nicht mehr als andere. Ich überquerte die Kilghardberge, einen Ausläufer des Hellers, mit einem Pflegebruder, als ich fünfzehn war. Aber das war kein Vergnügen. Einmal reiste ich mit einer Karawane in die Trockenstädte und ging hinter Carthon über die Pässe am Hohen Kimbi...“

Carthon. Das war ein Name wie ein Glockenschlag, der Barron aus einem Traum weckte. Oder in einen Traum versetzte. Die nächsten paar Sätze des Jungen überhörte er und schnitt fast grob dessen Erinnerungen mit seiner Frage ab: „Wo und was ist Carthon?“

Lerrys musterte ihn aufmerksam. „Eine Stadt. Sie liegt hier im Osten. Jetzt ist sie fast eine Geisterstadt. Niemand geht mehr dorthin, nur die Karawanen, die über die Pässe ziehen. Es gibt eine alte Straße und eine Furt durch den Fluß. Warum fragst du?“

„Ich... ich glaube, den Namen habe ich einmal irgendwo gehört.“ Aber er sah Lerrys nicht an und beschäftigte sich angelegentlich mit seinem Pferd.

Warum hatte er geglaubt, Armida müsse eine Burg sein? Jetzt, da er am Eingangstor stand, erschien es ihm selbstverständlich, daß es sich um ein weitläufiges Haus handelte, das hohe Mauern gegen die scharfen Bergwinde schützten. Es war aus blaugrauen Steinen gebaut und hatte breite, durchscheinende Streifen, hinter denen sich wie Flecken aus buntem Glanz Lichter bewegten. Die Männer ritten durch einen niedrigen, breiten Torbogen in einen warmen, geschützten Hof. Barron übergab sein Pferd einem kleinen in Pelze und Leder gekleideten Mann, der eine Begrüßungsformel murmelte. Der Terraner glitt steifbeinig auf den Boden.

Wenig später saß er in einer großen, steingefliesten Halle neben einem lodernden Feuer. Licht schloß das Dunkel hinter den durchscheinenden Steinen aus, und der Wind fand hier keinen Eingang. Valdir Alton, ein großer, schlanker Mann mit scharfen Augen, hieß Barron mit ein paar förmlichen Worten und einer Verbeugung willkommen. Dann sah er den Terraner unter gerunzelten Brauen an.

„Wie lange bist du schon auf Darkover?“

„Fünf Jahre. Warum?“ „Oh, du sprichst unsere Sprache bemerkenswert gut für einen Mann, der noch gar nicht so lange hier ist. Wir werden uns freuen, wenn du uns lehrst, diese Linsen zu schleifen. Sei willkommen an meinem Herd und in meinem Haus.“ Dann zog er sich zurück. Aber immer wieder spürte der Terraner den forschenden Blick des Darkovaner-Lords

mit einer fast neugierigen Intensität auf sich ruhen.

Es gibt Gedankenleser unter den Darkovanern. Wenn er meine Gedanken liest, dann muß er einige seltsame Dinge festgestellt haben. Vielleicht habe ich aber auch nur ein paar herumirrende Halluzinationen aufgefangen.

Diese seltsame Verwirrung hinderte ihn aber nicht daran, sich der Wärme und des vorzüglichen Essens zu erfreuen. Nachher gab es grünen, harzigen Wein, der seine Verwirrung ein wenig glättete. Er nippte immer wieder an dem köstlichen Kristallkelch und lauschte dem Harfenspiel von Valdirs junger Pflgetochter Cleindori, die das kleine Instrument auf den Knien hielt und eine endlos lange Ballade in einer melodösen Fünftönweise lang. Das Lied berichtete von einem See aus Wolken, die Sterne regnen ließen, und durch diesen Sternenregen schritt eine Frau.

Es war angenehm, in einem hohen Raum zu schlafen, der mit langsam wanderndem Licht gefüllt war. Er wollte aufstehen, um das Licht auszuschließen, doch dann blieb er liegen und sah ihm schläfrig zu. Selbst hinter den geschlossenen Lidern spürte er noch die langsam ineinanderfließenden Eindrücke aus Licht, Schatten und Farben, bis er schließlich einschlief.

Seltsame Träume schienen auf ihn niederzuschweben; Landschaften, die sich langsam drehten, hoben und senkten; Stimmen, die ihn riefen: „Suche die Straße nach Carthon! Melitta erwartet dich in Carthon! Nach Carthon... nach Carthon... Carthon...“

Carthon, dachte er, als er einmal in einen Halbschlaf glitt. Was soll ich dort? Wer schickt mich dorthin? Er schlief wieder ein, und wieder kam die Stimme: „Nach Carthon... Carthon...“

Dann änderte sich die Szene. Er ging unendlich lange Treppen hinunter, zerriß mit ausgestreckten Händen dicke Spinnweben, und von den feuchten Wänden, die ihn von allen Seiten her umschlossen, drang grünlicher Phosphorschimmer auf ihn ein. Es war eiskalt, und sein Herz schlug den bekannten Takt: „Carthon... Wo ist Carthon...“

Welchen Bann hat dieser verrückte Planet über mich geworfen? Mit diesem Gedanken glitt er in das Wachsein des Morgens hinüber, der erfüllt war von den vielfältigen kleinen Geräuschen eines Darkovaner-Haushalts. Er versuchte, den seltsamen Zauber von sich abzustreifen und sich den zwingenden Träumen zu entziehen. Deshalb wandte er sich an Lerrys.

„Dein Pflegevater sagte, er wolle mir meine Arbeit erklären. Ich möchte gerne damit anfangen. Willst du ihn fragen, ob er jetzt für mich Zeit hat?“

Lerrys nickte. Barron war schon lange aufgefallen, daß der Junge praktischer und energischer war als ein Durchschnittsdarkovaner und weniger auf Formalitäten gab, als es hier üblich war. „Es ist zwar nicht absolut notwendig, daß du sofort mit der Arbeit beginnst, aber mein Pflegevater und ich stehen dir zur Verfügung. Soll ich dir dein Arbeitsgerät bringen lassen?“

„Bitte... Ich dachte, Valdir sei dein Vater.“

„Pflegevater.“ Wieder hatte es den Anschein, als wolle Lerrys noch etwas mehr sagen, doch dann ließ er es sein. „Komm, ich führe dich zu seinem Arbeitszimmer.“

Nach darkovanischen Begriffen war es ein kleiner Raum. Durch eine schachbrettartig gemusterte Wand aus Glas und durchscheinenden Ziegeln konnte man auf den Innenhof hinuntersehen. Es war bitterkalt, obwohl weder Valdir noch Lerrys darunter zu leiden schienen. Die beiden trugen nur die unter der Pelztunika üblichen Leinenhemden. Valdir stand am Fenster und beobachtete das Getriebe auf dem Hof, schien aber nur übersehen zu wollen, wie Barron sich fröstelnd die Hände an der Kohlenpfanne wärmte. Dann drehte er sich um und lächelte ihn an.

„Ich konnte Sie gestern leider nur kurz begrüßen, Mr. Barron. Ich bin sehr froh, Sie hier zu sehen. Lerrys und ich haben uns bemüht, jemanden aus der Terranerstadt hierherzuholen, der uns zeigt, wie Linsen geschliffen werden.“ Barron lächelte ein wenig säuerlich. „Es ist nicht mein Fach, aber Anfängern kann ich zeigen, wie sie's machen müssen. Ich dachte, Ihr Volk hat für die Wissenschaften und Techniken der Terraner nicht viel übrig.“

Valdir warf ihm einen scharfen Blick zu. „Gegen die Wissenschaften der Terraner haben wir gar nichts. Wir fürchten die Technologie, die Darkover nur zu einem Glied in der Kette der Welten machen würde, die einander so ähnlich sind wie die Sandkörner am Strand eines Meeres, wie das Unkraut, das an den Pfaden wächst. Aber darüber sollten wir lieber bei einem Glas Wein sprechen, das versöhnlich stimmt. Ich denke aber, in der Arbeit werden Sie uns sehr lernbegierig finden.“

Seit ein paar Augenblicken war sich Barron eines vagen, unbehaglichen Gefühls bewußt. Es war wie ein Geräusch am Rand der Wahrnehmbarkeit, das er aber noch nicht hörte. Trotzdem machte es ihm Kopfschmerzen. Valdirs Worte traten in den Hintergrund. Er sah sich um nach der Quelle dieses Geräusches.

„... daß in den Vorbergen scharfe Augen durchaus genügen, aber im Hochgebirge ist es unbedingt nötig, jede Spur eines Brandes sofort zu bemerken, ehe es schwierig wird, ihn unter Kontrolle zu bekommen. Eine Linse - man nennt sie doch Teleskop? - wäre von unschätzbarem Wert. In der trockenen Jahreszeit könnten wir damit riesige, wertvolle Holzbestände erhalten...“ Barron wurde zunehmend Unruhiger und legte die Hand an die Stirn. Das, was sein Unbehagen verursachte, füllte jede seiner Gehirnwindungen aus. „Die telepathischen Dämpfer stören Sie wohl?“ fragte Valdir erstaunt.

„Wie? Was? Etwas scheint einen Höllenlärm hier zu machen. Es tut mir leid, Sir...“

„Keine Ursache.“ Er ging zu einem Ding, das wie eine reiche Schnitzer. ! aussah, und drehte einen Schalter. Sofort hörte der unhörbare Lärm auf. „Entschuldigen Sie, Mr. Barron. Unter tausend Terranern gibt es vielleicht einen, der weiß, daß es solche Geräte gibt. Ich hatte ganz einfach vergessen, den Dämpfer abzuschalten. Sie fühlen sich doch wohl, Mr. Barron? Kann ich etwas für Sie tun?“

„Nein, ich fühle mich ganz wohl“, erwiderte Barron, und das stimmte auch, aber er hätte gerne gewußt, um welches Gerät es sich handelte und wie es wirkte. Er konnte sich nicht recht vorstellen, daß die unterentwickelte Technologie Darkovers elektronische Geräte entwickeln konnte, von der ein Terraner keine Ahnung hatte.

„Ist das Ihre erste Reise in die Berge?“ erkundigte sich Valdir.

„Nein, aber die Ebenen habe ich zum erstenmal überquert.“ Barron rief sich zur Ordnung. Was war nur los mit ihm? Dieses merkwürdige Gerät schien in seinem Gehirn irgend etwas in Unordnung gebracht zu haben: „Ich war noch niemals außerhalb der Terrazone gewesen“, antwortete er nun bewußt.

„Aber richtige Berge hast du bisher noch gar nicht gesehen“, warf Lerrys ein. „Im Vergleich zum Hellers, Hyades und zur Lorillardkette sind das hier ja Hügelchen.“

„Für mich sind das Berge genug. Wenn das Hügelchen sind, dann habe ich wenig Eile, die richtigen Berge zu sehen.“

Und nun sprang ein Bild in sein Gehirn: *Ich dachte, Armida sei eine Burg auf einem unzugänglichen Felsen...*

Noch war dieses Bild nicht ganz verblaßt, als Gwynn in einer Art grünscharer Uniform erschien und zusammen mit zwei weiteren Männern Barrons Kiste mit den Linsen und Schleifgeräten brachte. Gwynn stellte noch einige Fragen, und als dann die Männer weggingen, hatte sich Barron wieder einigermaßen gefangen. *Es war vielleicht doch ein Nervenzusammenbruch, aber die Arbeit, die ich hier zu tun habe, wird hoffentlich nicht darunter leiden.* Er war froh, sich mit dieser Überlegung eine plausible Erklärung geben zu können.

Er mußte zugeben, daß Valdir und Lerrys sehr schnell auffaßten und ungemein intelligente Fragen stellten. Er vermittelte ihnen einen kurzen Überblick über die Geschichte der Linsen. „Aus unserer Vorgeschichte kennen wir einfache Linsensätze. Das ist eine Entwicklung, die in der voratomaren Zeit fast auf allen Planeten parallel lief. Jetzt haben wir verschiedene Arten von Radar, kohärente Lichtinstrumente und so weiter. Als die Terraner mit Linsen zu experimentieren begannen, taten sie den ersten Schritt zu den neuesten Lichtgeräten.“

„Oh, das ist sehr verständlich“, antwortete Valdir. „Nein, zu entschuldigen brauchen Sie sich nicht. Auf einem Planeten wie Terra, wo Hellsichtigkeit so selten ist, erscheint es mir ganz natürlich, daß sich die Menschen solchen Experimenten zuwenden.“ Barron starrte ihn verwirrt an, denn er hatte sich doch gar nicht entschuldigt.

Lerrys sah Barron an und blinzelte ihm lächelnd zu, sah aber dann seinen Pflegevater an. Valdir bemerkte es und fuhr fort: „Natürlich ist es jetzt unser Vorteil, daß die Erde solche Techniken entwickelt hat. Wir auf Darkover haben in unserer Vorgeschichte statt Maschinen und Instrumenten die parapsychologischen Fähigkeiten entwickelt. Viele der alten Kräfte und Fähigkeiten sind jetzt verlorengegangen, besonders in den Zeiten, die wir die Jahre des Chaos nennen. Jetzt sind wir also gezwungen, unsere nicht mehr so scharfen Sinne durch Geräte ersetzen oder wenigstens unterstützen zu lassen. In der Auswahl dieser Geräte müssen wir jedoch sehr behutsam sein. Die Geschichte vieler zu schnell entwickelter Planeten zeigt, daß Technologie ein zweischneidiges Schwert ist. Wir haben diesen Punkt mit aller Aufmerksamkeit studiert und sind zu dem Schluß gekommen, die Einführung von Linsen wird keinen nachteiligen Einfluß haben.“

„Das ist ja wundervoll“, bemerkte Barron ironisch. Valdir schien den Sarkasmus zu überhören.

„Lerrys hat natürlich eine recht gute technische Ausbildung“, fuhr Valdir fort. „Was ich nicht verstehe, kann er mir erklären: Für Ihre Geräte brauchen Sie natürlich eine Energiequelle. Man hat Ihnen doch hoffentlich gesagt, Mr. Barron, daß wir hier nur sehr niedrige Stromspannungen haben?“

„Das ist nicht tragisch. Ich habe größtenteils Handgeräte und einen kleinen Windgenerator.“

„Wind gibt’s hier in Hülle und Fülle“, sagte Lerrys lachend. „Deshalb habe ich ja den Wind als Kraftquelle den Batterien vorgezogen.“

Barron packte sein Gerät, das er Valdir vorher erklärt hatte, wieder in die Kiste zurück, und Valdir ging zum Fenster. „Sagen Sie, Mr. Barron, wo haben Sie gelernt, unsere Sprache so vorzüglich zu sprechen?“ fragte er unvermittelt.

„Mit Sprachen hatte ich noch nie Schwierigkeiten“, erwiderte Barron achselzuckend. Aber dann fiel ihm ein, daß er ja nur soviel von der darkovanischen Sprache gelernt hatte, wie er in Raumhafennähe aufschnappte und für seine Arbeit brauchte. Und jetzt hatte er ohne Lerrys Hilfe einen ganzen technischen Vortrag gehalten, ohne daß es ihm überhaupt zu Bewußtsein gekommen war. Das verwirrte ihn erneut. *Was ist nur mit mir los?* grübelte er vor sich hin.

„Nichts ist los“, sagte Lerrys schnell. „Ich sagte es dir doch, Valdir. Nein, ich verstehe es selbst nicht. Aber... ich habe ihm mein Messer gegeben.“

„Das war deine Sache, mein Sohn, aber ich habe nichts dagegen.“

„Schau, er kann uns hören“, bemerkte Lerrys.

Barron war plötzlich zu Bewußtsein gekommen, daß die beiden Darkovaner in noch einer anderen Sprache gesprochen hätten. Die verwirrende Unsicherheit machte Barron allmählich zornig. „Von Darkovaner-Sitten verstehe ich nichts“, sagte er trocken und fast grob. „Mein Volk hält es allerdings für unhöflich, in Gegenwart eines Menschen und über dessen Kopf hinweg über ihn zu sprechen.“

„Es tut mir leid“, entschuldigte sich Lerrys. „Ich hatte doch keine Ahnung, Dan, daß du uns hören könntest.“

„Wir wollten wirklich nicht unhöflich sein, Mr. Barron“, sagte nun auch Valdir. „Unter den Terranern gibt es nur wenige Telepathen, und die wenigen wissen selten etwas von ihren Fähigkeiten.“

„Sie meinen also, ich lese in Ihren Gedanken?“

„In einem gewissen Sinn wenigstens. Die Sache läßt sich nicht mit nur ein paar Worten erklären. Für Ihre Arbeit wird dieses Talent eine große Erleichterung sein, und so sollten Sie es auch auffassen. Sie können sich mit Menschen unterhalten, von deren Sprache Sie wenig verstehen.“

Ich bin doch kein Telepath und hatte nie Talent für solche Sachen. Im Psi-Test für den Raumdienst war ich ein glatter Versager. Das dachte er aber nur, denn er hatte in letzter Zeit gelernt, daß er nicht mehr derselbe Mann war wie früher. Und warum sollte ihm dieses Talent ungelegen kommen, wenn es ihm doch die Unterredung mit Valdir erleichterte?

Wenige Minuten später verließ er Valdirs Arbeitszimmer, aber sofort stellte er fest, daß noch immer Valdirs und Lerrys' Stimmen in seinem Kopf wisperten.

„Glaubst du, die Terraner haben absichtlich einen Telepathen ausgewählt?“

„Nein, Vater, das glaube ich nicht. Ich bin überzeugt, daß sie keinen Telepathen erkennen und ihn auch nicht ausbilden könnten. Er scheint auch darüber ziemlich verwirrt zu sein. Ich erzählte dir ja, daß er von irgendwoher ein Bild Sharras angefangen hat.“

Valdirs Stimme verwischte sich in einem Ausdruck aus Staunen und Abneigung. *„Du hast ihm dein Messer gegeben, Larry. Du weißt ja, was das heißt. Wenn du willst, entlasse ich dich aus deinem Versprechen. Sage ihm, wer du bist, wenn es notwendig wird.“*

„Wenn er weiter in diesem Zustand auf Darkover herumläuft, muß etwas geschehen. Vielleicht verstehe ich ihn besser als andere Menschen. Es ist nicht so einfach, zwei Welten zu tauschen.“

„Keine voreiligen Schlüsse, Larry. Du weißt doch nicht, ob er Welten vertauschen wird.“

Lerrys' Antwort klang sehr überzeugt, aber auch ein wenig traurig. *Oh, ja, das, wird er. Kann er denn nach all dem noch zu den Terranern gehen?“*

6.

Melitta tastete sich durch die Dunkelheit die lange Treppe hinab. Ehe sie einen Schritt tat, mußte sie mit der Fußspitze erst den Boden prüfen. Sie wünschte nun, sie hätte ein Licht mitgenommen. Aber sie brauchte beide Hände, um sich im Gleichgewicht zu halten und ihren Weg zu erfühlen. Sie war noch niemals in diesem Tunnel gewesen, aber aus Erzählungen wußte sie, daß jeder dieser Geheimgänge tausend Tücken aufwies, und wer sich darinnen nicht mit der nötigen Vorsicht bewegte, konnte sich hoffnungslos verirren.

Die Vorsicht war berechtigt. Nach ein paar hundert Metern war die linke Wand plötzlich verschwunden, und ein Schwall dumpfer Luft schlug ihr entgegen, die aus unheimlicher Tiefe zu kommen schien. Die Luft bewegte sich jedoch, so daß Melitta keine Angst zu haben brauchte, sie könne ersticken. Wenn sie rief, dann schien das Echo ihrer Stimme aus Fernen zu kommen, die sie nicht abschätzen konnte. Mit der Fußspitze stieß sie einen Kieselstein dorthin, wo keine Wand mehr war. Nach unendlich langer Zeit hörte sie weit, weit unten einen kaum mehr wahrnehmbaren Laut.

Dann stand sie plötzlich vor einer glatten Wand. Sie tastete herum und entdeckte, daß ein schmaler Sims am Fuß der Treppe entlangführte. Ihre Hand griff in dicke Spinnweben. Spinnen fürchtete sie nicht, aber wenn sie sich vorstellte, was die Tiere hier unten zu fressen fanden, dann packte sie ein Grausen. Mich kriegen sie nicht zu fressen, dachte sie, nahm ihr Messer in die Hand und hielt es vor sich in die Dunkelheit hinein.

Nun schimmerte da und dort ein Flecken grünlichen Lichts. Es war kein Tageslicht, auch keiner der Monde, und sie konnte auch noch nicht am Ende des Tunnels angelangt sein. Der Sims wurde breiter, und nun kam sie wieder rascher vorwärts.

Im grünen Lichtschimmer erkannte sie, daß sie am Ende des Steintunnels unter einem Bogen angekommen war. Irgendwie schmerzte sie der fahle, geisterhafte Schein, und sie kniff die Augen zusammen. Sie kannte viele der Legenden, die von seltsamen, geheimnisvollen Wesen erzählten, welche in den Tiefen der Berge gelebt hatten. Aber Drachen, überlegte sie, gab es auf Darkover schon lange nicht mehr. Schon vor den Jahren des Chaos hatte keiner mehr gelebt.

Das grüne Licht wurde greller, war wie Gift, das sich in ihre Augen fraß. Vorsichtig trat sie durch den Bogen und spähte in die spukhaft erhellte Dunkelheit. Nun sah sie, daß dieses Licht von giftigen Pilzen stammte, die hier wuchsen, weil sie immer ein wenig frische Luft bekamen. Der vor ihr liegende Raum war hoch gewölbt, und unter den dicken Kissen der Pilze erkannte sie noch die Umrisse von Liegesofas und Stühlen.

Entschlossen schob sie das Grauen, das diese grünschimmernden Pilze in ihr erweckten, von sich. Auch Moos ist grün; und Frösche sind grün, sagte sie sich. Aber dann glaubte sie auch Aas zu riechen. Als ihre Augen sich allmählich an das grüne Licht gewöhnt hatten, sah sie zwischen den Pilzen weiße, madenhafte Tiere herumkriechen. Sie hatten große, vorgewölbte, irisierende Augen, die aussahen, als säßen sie an Stielen, die sich auf sie ausrichteten. Wie gelähmt blieb Melitta stehen. Aus den Erzählungen ihres Vaters wußte sie, daß vor vierzig Jahren dieser Tunnel noch ein gut eingerichteter Fluchtweg gewesen war, und diese Maden und Pilze konnten noch nicht lange hier existieren. Niemand hatte je von diesen ekelhaften Würmern erzählt. Sie hatte keine Ahnung, ob sie giftig waren. Vielleicht waren sie so harmlos wie Spinnen, aber wie sollte sie das entscheiden?

Etwas raschelte hinter ihr. Sie sah hinunter und entdeckte ein kleines Pelztierchen, das auf seinen Hinterkeulen saß und sie neugierig beäugte. Es hatte ein rotes Pelzchen, schien ein Nagetier zu sein und gab kleine, nervöse Zwitscherlaute von sich. Es sah jedenfalls viel hübscher und appetitlicher aus als das weiße Gewürm und die grünen Pilze. Und dann rannte das Tierchen plötzlich unter die Pilze, die sich sofort wie hungrige Mäuler um die Beute schlossen. Nicht einmal die Knöchelchen blieben übrig, nur ein winzig kleines Fetzen roten Felles.

Melitta konnte nicht schreien. In fasziniertem Entsetzen sah sie zu, wie sich die Pilze allmählich wieder aufrichteten und ihre frühere Gestalt annahmen. Wie komme ich hier heraus, und wie kann ich dann Brynats Männer herunterlocken? überlegte sie fieberhaft. Sie mußte hier durch, aber wie?

Feuer, fiel ihr ein. Alle Tiere fürchten Feuer, nur der Mensch nicht... Sie hatte Stahl und Zunder in ihrer Tasche. Auf Darkover mußte jeder, der um diese Zeit sein Haus verließ, die Möglichkeit haben, Feuer zu schlagen, wenn er nicht sterben wollte. Schon als kleines Kind hatte sie alle Tricks gelernt, mit denen sie immer und überall Feuer machen konnte.

Da sie sonst nichts hatte, um eine Fackel daraus zu machen, nahm sie ihren Schal vom Hals und wickelte ihn um einen länglichen Stein. Sie entzündete ihre Fackel und ging damit vorsichtig in die Pilzhöhle hinein.

Als die Pilze Licht und Wärme spürten, bogen sie sich wie in Entsetzen zurück. Das Gewürm schien ratlos zu sein, griff auch nicht an. Vorsichtig setzte sie Fuß vor Fuß. Straucheln durfte sie nicht. Trotzdem mußte sie so schnell wie möglich die Höhle durchqueren, denn der Schal konnte nicht lange brennen. Zum Glück war die Höhle kaum tiefer als hundert Meter. Dahinter lag wieder schwarze Dunkelheit.

Dann lief eines der Madentiere über ihren Fuß. Sie ließ ihre Fackel fallen, versuchte sie aufzuheben, wagte es aber nicht, weil sich der grüne Pilz neben ihrem Fuß bewegte. Sie wartete darauf, daß er sein gieriges Maul...

Aber der brennende Schal hatte den Pilzfleck, auf den er gefallen war, in Brand gesetzt. Eine Flamme häßlichen, grünlichroten Lichts schoß zur Decke hinauf, und im nächsten Augenblick fraß sich das Feuer die Wände hinauf. Die Pilze versuchten auszuweichen, wurden von den Flammen erfaßt und brannten lichterloh. Tiere quiekten und huschten in Todesangst herum.

Eine Ewigkeit schien zu vergehen, bis die Flammen keine Nahrung mehr fanden, langsam in sich zusammensanken und Melitta in undurchdringlicher Dunkelheit zurückließen. Halb betäubt von dem süßlichstechenden Geruch der verbrannten Pilze und Tiere bewegte sie sich vorwärts. Zum Glück kannte sie die Richtung, die sie einhalten mußte, und sie bemerkte bald einen Hauch sauberer Luft. Unter den Füßen spürte sie harten Fels. Von irgendwoher kam ein Lichtschimmer, vielleicht aus einem versteckten Luftschacht. Die Luft wurde mit jedem

Schritt kühler, frischer, süßer. Dann hörte sie Wasser auf den Stein tropfen.

Sie tastete sich dem Wasser entgegen. Zweimal fand sie noch kleine Pilzflecken, aber sie ließ sich von ihnen nicht beirren. Endlich fand sie das Wasser. Es tropfte aus einem Felsen und rieselte über die Stufen hinab, denen sie zu folgen hatte. Sie wölbte ihre Hände, fing das Wasser auf und trank. Es schmeckte frisch und gut. Dann wusch sie sich das Gesicht und aß einen Bissen Brot. Die Luft, die nun über ihr Gesicht strich, war kalt. Es mußte bald Morgen sein. Bei Tagesanbruch mußte sie sicher in einem Versteck sein.

Mußte sie? Konnte sie nicht einen Tag oder auch zwei im Tunnel bleiben, bis sich Brynat wieder beruhigt hatte und die Suche nach ihr einstellte? Nein, das durfte sie nicht wagen, denn so unbedingt konnte sie sich auf Allira nicht verlassen. Verraten würde ihre Schwester sie nicht, aber wenn Brynat auf den Verdacht kam, daß sie etwas wußte, dann würde er kein Mittel scheuen, die Wahrheit aus ihr herauszupressen.

Allmählich bemerkte sie, daß der Tunnel nicht mehr so steil abwärts führte. Nun näherte sie sich gewiß dem Ende der endlos erscheinenden Treppe. Der Tunnel mußte sie weit über die Burg hinaus bis zu den Felsen und Höhlen gebracht haben. Und dann stand sie plötzlich vor hohen Bronzetoren. Sie schob sie auf und stand in der frischen Nachtluft.

Ein Duft sagte ihr, daß der Morgen nahe war. Die Monde waren untergegangen, und der Regen hatte aufgehört. Nur ein dünner Nebel hing noch über dem Boden.

Sie sah sich um und wußte nun auch, wo sie sich befand. Die Tore hatte sie schon einmal gesehen, als sie vor vielen Jahren einmal im alten Schmiedehof gespielt hatte. Sie stand auf einem offenen, viereckigen Steinhof, von dem aus nach allen Seiten Türen in den Fels führten. Der Himmel war nur ein kleiner Fleck hoch über ihr. Ein paar von den alten Türen standen weit offen, und sehnsüchtig stellte sie sich vor, wie herrlich es wäre, in eines dieser verlassen Häuser zu schlüpfen und dort ein paar Stunden zu schlafen.

Aber das durfte sie nicht. Sie mußte weiter. Hier würde Brynat sie zuerst suchen. Wenn er sie fände, wäre alles, was ihr bisher gelungen war, umsonst. *Und bei der Göttin des Feuers und der Schmiede, bei Sharra schwöre ich, daß ich bis zum letzten Atemzug kämpfen werde, um diesen Räuber aus der Burg meiner Ahnen zu vertreiben. Kämpfen will ich...*

Es gab Wichtigeres als solche Schwüre. Ihre Sicherheit war wichtiger. Den alten Feuerstellen, über denen das Abbild der Feuergöttin in den Stein gehauen war, schenkte sie nur einen flüchtigen Blick. Auch Sharra mußte warten, bis die Spinnweben von ihrem furchtbaren, schönen Gesicht entfernt waren und ihre Ketten wieder golden schimmerten.

Der Horizont rötete sich, als Melitta in ein winziges Dorf weit unterhalb der Burg kam. Mit müden, brennenden Füßen schleppte sie sich zu einer Hütte, an deren Tür sie klopfte. Wenn niemand sie hörte, dann konnte sie nicht mehr weiter.

Aber nur ein paar Augenblicke später öffnete sich die Tür einen Spalt breit. Mütterliche Arme griffen nach Melitta und zogen sie hinein, vor ein Feuer. „Schnell, Reuel, verriegle die Tür und ziehe die Vorhänge zu!“ rief die Frau ihrem Mann zu. „*Damisela*, woher kommst du? Wir hielten dich für tot. Wie bist du freigekommen? Evanda schütze uns alle! Deine armen Hände! Reuel, du Dummkopf, bringe schnell Wein für unsere kleine Herrin!“

Die Stiefel wurden ihr von den Füßen gezogen, man hüllte sie in Decken und gab ihr heiße Suppe zu trinken. Und dann erzählte Melitta ein wenig von ihrer Flucht. Nicht zuviel, denn es war nicht gut, wenn irgend jemand Genaueres wußte. Sie ließ sich auch nicht überreden, zu bleiben und ein wenig auszuruhen. Nein, sie müsse weiter, erklärte sie, und Brynat würde alle töten, die ihr Unterkunft gegeben und ihr weitergeholfen hätten, erführe er es. „Ich kann heute noch nach Nevarsin kommen, vielleicht auch darüber hinaus. Aber wenn ihr mir etwas Essen mitgeben könnt, vielleicht auch ein Pferd, mit dem ich leichter über die Pässe komme...“

Das versprochen sie. Als der Morgen anbrach, schlief Melitta, fest in ihren Pelz gewickelt, in einer der Höhlen des unergründlichen Labyrinths, das vor Jahrhunderten den Storns als Versteck gedient hatte. Einen Tag lang konnte sie sich hier sicher fühlen. Am Abend würde sie wieder aufbrechen.

Es war noch ein weiter Weg bis Carthon...

7.

Das, was Barron auf dem Ritt nach Armida für Berge gehalten hatte, waren wirklich nur harmlose Hügel gewesen. Einen halben Tagesritt vor Armida entfernt wußte er es. Dunkelviolett, blaß graublau und in kaltem Purpur lagen vor ihm die Bergketten. In unendlich weiter, dunstverhangener Ferne mochten noch höhere Ketten sein, und die Berge dort trugen Kappen aus ewigem Eis. Doch so weit reichte sein Blick noch nicht.

„Du guter Gott, wir müssen doch nicht da hinauf?“ explodierte er.

„Nicht ganz“, versicherte ihm Colryn, der neben ihm ritt. „Nur über die zweite Bergkette dort. Der Feuerturm steht auf dem Kamm. Wenn du dort oben stehst und über die Berge schaust, dann siehst du auch jenes Gebirge, das man die Mauer um die Welt nennt. Dahinter wohnen keine Menschen mehr, nur die Waldmänner.“

Barron erinnerte sich einiger Erzählungen über verschiedene Gruppen von Nichtmenschen, die auf Darkover heimisch waren. Bei der nächsten Rast wandte er sich deshalb an Lerrys. „Gibt es in diesen Bergen hier auch Nichtmenschen, oder nur jenseits der letzten Ketten?“ fragte er, denn Lerrys war immer gleichmäßig freundlich und schien auch am meisten über die Geschichte Darkovers zu wissen.

„Oh, natürlich gibt es auch hier Nichtmenschen. Du hast noch keinen gesehen und bist schon fünf Jahre auf Darkover?“

„Ein paar Kyrri in der Terrazone, aber auch nur von weitem. Und die kleinen Pelzwesen auf Armida. Ich weiß nicht, wie sie heißen. Gibt es außer ihnen noch andere Arten? Sind sie nach dem Standard des Empire intelligente Lebewesen?“

„Oh, das sind sie alle. Der Grund, warum das Empire nicht mit ihnen verhandelt, ist ganz einfach der, daß die Menschen kein Interesse am Empire als solchem haben, wohl aber an deren Menschen als Individuen. Die nicht- menschlichen Rassen dürften einen Kontakt mit dem Empire aus dem gleichen Grund ablehnen wie Kontakte mit den Menschen auf Darkover. Deren Ziele und Wünsche sind von den unseren so verschieden, daß Kontakte wenig Sinn haben. Sie wollen keine, und sie haben keine.“

„Soll das heißen, daß auch die Darkovaner keinen Kontakt mit Nichtmenschen haben?“

„Es gibt ein wenig Handel mit den Waldmännern, die man Halbmenschen nennen könnte. Sie leben auf den Bäumen in den Wäldern, nehmen unseren Bergbewohnern Drogen, kleine Werkzeuge, Metall und ähnliche Dinge ab. Sie sind harmlos, wenn sie nicht erschreckt werden. Die Katzenmänner sind eine den Cralmacs ähnliche Rasse. Die pelzigen Diener auf Armida sind Cralmacs. Besonders intelligent sind sie nicht, gleichen eher Katzen als Affen, haben aber eine gewisse Kultur, und einige von ihnen sind sogar Telepathen. Ihr Niveau liegt etwa bei dem von Schimpansen, die eine gewisse Stammeskultur entwickelt haben. Ein Genie unter den Cralmacs kann vielleicht ein paar Worte der Menschensprache lernen, aber ich habe noch von keinem gehört, der lesen oder schreiben kann. Das Empire spricht ihnen wohl ein zu hohes Niveau zu.“

„Das tut man nur deshalb, weil man sich nicht dem Vorwurf aussetzen will, man hätte eine bildungsfähige Rasse als Tiere behandelt.“

„Ich weiß. Ich persönlich halte die Katzenmenschen für intelligenter als die Cralmacs. Sie haben Werkzeuge aus Metall. Zum Glück hatte ich noch nie mit ihnen zu tun. Sie hassen die Menschen und greifen sie an, sobald sie eine Gelegenheit dazu haben. Wie ich hörte, haben sie eine ungemein ausgeklügelte Feudalkultur mit einer unglaublich komplizierten Etikette, die nur darauf abzielt, daß keiner sein Gesicht verliert. Die Trockenstädter sind der Meinung, mindestens ein Teil ihrer Kultur ließe sich auf Katzenmenschen zurückführen. Mehr kann ich

dir darüber nicht sagen.“

„Wie viele nichtmenschliche, intelligente Rassen gibt es hier?“

„Das scheint kein Terraner zu wissen. Vielleicht wissen es ein paar von den *Comyn*, aber sie sagen es nicht. Die *Chieri* sind auch so eine Rasse, die den Menschen ungemein ähnlich ist, aber sie stehen ungefähr so weit über den Menschen wie die *Cralmacs* darunter. Kein Terraner weiß etwas darüber, und ich hatte, weiß Gott, Gelegenheit genug, etwas zu erfahren.“

Es dauerte ein paar Sekunden, bis der letzte Satz in Barrons Bewußtsein einsickerte.“ Du bist also Terraner?“

„Ja. Ich heiße Larry Montray. Hier nennt man mich Lerrys, denn so ist mein Name für die Darkovaner leichter auszusprechen.“

Barron war plötzlich ziemlich ärgerlich. „Und du führst mich die ganze Zeit an der Nase herum? Ich muß mit dir Darkovan sprechen..“

„Ich habe dir doch meine Dolmetscherdienste angeboten. Valdir hatte mir das Versprechen abgenommen, keinem Menschen zu verraten, daß ich Terraner bin.“

„Und du bist sein Pflegesohn? Wieso das?“

„Oh, das ist eine lange Geschichte, die ich dir bei Gelegenheit einmal erzählen werde. Kennard, sein Sohn, lebt bei meiner Familie auf der Erde und geht dort zur Schule, ich bin hier bei der seinen und seinem Volk.“ Er stand auf. „Gwynn winkt uns. Wir sollten Feuerturm morgen noch vor Einbruch der Nacht erreichen. Die Wächter dort sollen abgelöst werden. Wir haben noch einen weiten Weg vor uns.“

Barron hatte viel über das nachzudenken, was er von Lerrys gehört hatte, denn ganz im Hintergrund seines Geistes bohrte etwas unablässig in diesen Fragen. Ein Terraner kann sich als Darkovaner ausgeben, ein Darkovaner als Terraner. Ein Terraner, der als Darkovaner geht, wäre in menschlicher Gesellschaft sicher, und die Nichtmenschen würden erst gar nicht aufmerksam werden. Doch dann schüttelte Barron den Kopf. Jetzt reicht es aber, sagte er zu sich selbst. Die Berge von Darkover interessierten ihn nur soweit, wie er hier eine Aufgabe zu erfüllen hatte. Er wollte nichts, als sich rehabilitieren, um dann wieder einmal zu seiner alten Arbeit an einem Raumhafen zurückkehren zu können.

Mich, geht es nichts an, wenn Lerrys oder Larry unter Darkovaner lebt, sich ihrer Telepathie bedient und von Nichtmenschen mehr versteht als jeder Terraner. Jeder kann seine eigenen Marotten pflegen.

Doch er wußte, es war nicht nur irgendeine Marotte.

Darüber grübelte er unablässig nach, übersah die Schönheit der Blumen, die am Weg wuchsen, überhörte Larrvs freundliche Versuche, ihn in eine Unterhaltung zu ziehen. Gegen Abend begann Colryn in einem wohltuenden Baß Darkovaner-Lieder zu singen, aber Barron wollte nicht zuhören. Und sein Pferd fand den Weg allein besser.

Er schloß die Augen. Der Hufschlag und das leichte Schaukeln im Sattel wirkten erst hypnotisch, dann seltsam vertraut. Er roch die Blumen, die Föhren, den Staub des Sträßchens, den scharfen Moschusgeruch eines Tieres im Busch. Colryns Stimme wurde leiser und stimmte eine andere Melodie an. Ohne zu ahnen, woher er das wußte, erkannte Barron die Ballade der schönen Cassilda.

Wie seltsam sie klingt, wenn sie nicht von der Wasserharfe begleitet wird, dachte er. Allira sang und spielte sie gut, wenn es auch ein Lied für eine Männerstimme ist.

Die Worte der Ballade gingen unter im Schrei eines Falken, im Todesschrei eines kleinen Tieres im Busch. Er war hier, er war frei, und hinter ihm waren Zerstörung und Tod.

Dann lauschte er wieder wie in einem Traum dem Lied der Liebe von Cassilda, von Camillas Trauer, Hasturs Zuneigung und Alars Verrat.

Ich könnte jetzt auch zwei gute Sippenangehörige brauchen. Diese alten Schmiedegötter, wer sind sie? Sie sagen, Sharra kam zu den Feuern. Sie meinten damit nicht nur den Geist des

Feuers.

Die alten Telepathen hatten Kräfte, die weit über Vogelflug und Feuerschilde hinausgingen.

„Barron, Mensch, schlaf doch nicht ein, der Pfad wird gefährlich!“ Die Stimme Gwynns riß ihn aus seinen Träumen. War das schon wieder eine dieser Halluzinationen gewesen? Nein, nur ein Traum. Nun lachte Gwynn aber. „Und vor fünf Tagen kanntest du das Pferd kaum dem Namen nach. Du lernst schnell, Fremdling. Meinen Glückwunsch! Trotzdem ist es besser, wenn du jetzt die Augen offenhältst. Nun mußt du wieder klüger sein als dein Pferd. Wenn du hier stürzen solltest...“ Barron zuckte zusammen, als er die Abgründe links und rechts von der Paßstraße sah. „Wir sollten vor Einbruch der Nacht im Tal sein. Auf diesen Höhen gibt es Ya-Männer und vielleicht sogar Todesvögel. Wenn auch jetzt der Geisterwind nicht weht, so habe ich doch kein Verlangen, sie zu sehen.“

Barron wollte schon nach den Todesvögeln fragen, aber dann schwieg er doch. Ist mir auch egal, was das alles ist, überlegte er. Die anderen haben mich vor ihnen zu beschützen. Warum sollte er sich also mit diesen Gefahren auseinandersetzen?

Trotzdem steckte ihn die Besorgnis der anderen an, und nun hielt er engeren Kontakt mit ihnen. Er war selbst froh, als sie die Paßhöhe erreichten und schließlich der Weg wieder talwärts führte.

Das Nachtlager schlugen sie im Schutz von tiefhängenden graublauen Ästen auf, die nach Gewürzen und Regen rochen. Die Männer waren schweigsamer als sonst. Als Barron wach in den Decken lag und dem leisen Rauschen des nächtlichen Regens lauschte, spürte er eine angstvolle Erwartung in sich aufsteigen, die von seinem ganzen Sein Besitz ergriff. In welcher höllischen Welt bin ich da geraten, und warum muß ausgerechnet ich in solche Dinge hineingezogen werden?

Die Waldhüterstation erreichten sie gegen Abend des nächsten Tages. Barron packte bei Lampenlicht im großen, luftigen Raum, den man ihm zugewiesen hatte, seine Sachen aus. Valdir schien wirklich keine Mühe gespart zu haben, es ihm behaglich zu machen. Für seine Werkzeuge gab es genügend Regale und Schränke, gutes Licht und praktische Werkbänke. Für die Hochdrucklampen wurde rohes Baumöl verwendet. Durch ein breites Glasfenster hatte er eine wunderbare Aussicht auf Wälder und endlose Bergketten. Die Gipfel waren so hoch, daß die Sonne hinter ihnen schon verschwand, ehe die Abendnebel aus den Gründen stiegen.

Ohne auf den Turm selbst klettern zu müssen, zählte Barron von hier aus mindestens fünfzehn Dörfer, die sich in eine schützende Bergfalte schmiegen, und jedes Dorf war nur eine Ansammlung weniger Dächer. Er verstand, warum man hier Teleskope brauchte. Der Ausblick war so unbegrenzt weit, daß eine dünne Rauchsäule in der Ferne im Dunst verschwinden mußte. Mit dem Teleskop dagegen sah er sogar die weit entfernten Dächer von Armida und hoch oben in den Bergen die vagen Umrisse von Türmen, die zu einer Burg zu gehören schienen.

„Wie wird hier gewarnt?“ wandte sich Barron an Larry. „Habt ihr denn Sirenen oder etwas dergleichen?“

„Mit Glocken, Signalfeuern und einigen anderen Signaleinrichtungen, aber für die kenne ich nur die einheimischen Namen. Siehst du den dunklen Fleck? Vor fünf Jahren gab es dort einen großen Waldbrand. Von hier aus sehen wir auch, wenn Banditen angreifen.“

„Diese anderen Signaleinrichtungen - sind das Heliographen?“

„Ja, genau. Sie können nur bei Sonne benutzt werden. Ich kannte den richtigen Namen nicht.“

Barron hatte befürchtet, sich wie ein Fisch vorzukommen, der auf das Land verbannt wurde, aber in den ersten Tagen ging alles überraschend glatt. Jeweils sechs Mann machten zwei Wochen lang Dienst auf einer Waldhüter-Station, und zwar so, daß je drei Mann wöchentlich ausgetauscht wurden. Im Augenblick leitete Gwynn die Station.

Larry schien überzählig zu sein. Ob er Dolmetscherdienste leisten oder den Fremden beaufsichtigen sollte, war nicht ersichtlich. Gwynn äußerte einmal, Larry sollte sich hier

einarbeiten, um später einmal jene Pflichten übernehmen zu können, zu denen alle jungen Männer aus Darkovanerfamilien herangezogen wurden. Colryn war Barron zugeteilt und sollte Linsen schleifen und den Bau von Teleskopen lernen, damit er sein Wissen später an alle Waldhüter weitergeben konnte, die dazu Lust und Talent zeigten.

Da Barron wußte, wie wenig die Darkovaner die terranische Technologie schätzten, nahm er an, sie würden sich auch ziemlich ungeschickt anstellen. Erstaunt stellte er bald fest, wie schnell Colryn und die anderen die Grundlagen der Optik begriffen, die technischen Ausdrücke lernten und sich die handwerkliche Geschicklichkeit aneigneten. Bei Larry war das nicht weiter verwunderlich, denn er war Terraner und hatte eine gewisse terranische Ausbildung genossen. Colryn aber war wirklich eine Art Wunderknabe.

Eines Nachmittags hatte Barron dem Jüngeren die Funktion eines komplizierten Schleifgerätes erklärt. „Eigentlich brauchst du mich gar nicht. Mit ein paar Textbüchern hättest du dir das alles selbst beibringen können“, meinte er anerkennend. „Valdir hat sich überflüssige Mühe gemacht, als er mich holen ließ.“

Colryn zuckte die Achseln. „Dann hätte er mir aber zuerst das Lesen beibringen müssen.“

„Du sprichst doch ein wenig die Standardsprache? So kompliziert ist die Terranerschrift wirklich nicht, daß du sie nicht lernen könntest. Wenn man von der Darkovanerschrift ausgeht...“

Colryn lachte schallend. „Wenn ich die lesen könnte, dann fiel es mir sicher leicht, die Terranerschrift zu lernen, aber auch darüber habe ich bisher noch nicht nachgedacht.“

Entgeistert startete Barron ihn an. Der Bursche war doch zweifellos intelligent! Hilfesuchend sah er Larry an, doch der legte nur die Stirn ein wenig in Falten. „Weißt du, Barron, auf Darkover macht man Bücher nicht zum Fetisch“, bemerkte er nur.

Plötzlich fühlte sich Barron wieder wie ein Fremder. „Wie, zum Teufel, lernt man dann hier überhaupt etwas?“ fuhr er auf. Doch dann schämte er sich sofort, denn Colryn bemühte sich sichtlich um Höflichkeit und Geduld mit dem Fremden.

„Ich lerne doch, oder nicht? Auch wenn ich keine Sandalen trage und meine Augen an kleingedruckten Buchstaben ermüden“, bemerkte er.

„Sicher lernst du. Aber ihr müßt doch ein Bildungssystem haben.“

„Kein solches wie ihr Terraner. Bei uns macht sich keiner die Mühe, lesen und schreiben zu lernen, wenn er nicht der betreffenden Klasse angehört. Diese Arbeit verdirbt die Augen. Hast du mir nicht kürzlich erzählt, die meisten Terraner müßten Linsen vor den Augen tragen, um richtig sehen zu können? Sie sollten andere Arbeit tun, die ihren Augen besser bekommt. Lesen schadet auch dem Gedächtnis, denn es wird faul. Warum soll ich, wenn ich etwas lernen will, nicht auf vernünftige Art lernen, nämlich von einem, der es mir zeigen kann? Ein Buch könnte ich falsch verstehen und dann etwas falsch machen. Mache ich hier einen Fehler, dann korrigierst du mich. Je mehr ich von dir lerne, desto geschickter werden meine Hände.“

Barron dachte notgedrungen darüber nach, Seine Begriffe von Bildung und Analphabetentum wurden allmählich erschüttert, obwohl die Methoden des Sich-Mitteilens zu seinem Fach gehörten.

Das schien Colryn zu spüren. „Oh, ich glaube aber natürlich nicht, daß das Lesen unnütz wäre“, versuchte er Barron klarzumachen. „Wenn ich verkrüppelt oder taub wäre, käme es mir sogar sehr nützlich vor.“ Aber auch damit konnte er Barrons erschütterte Gefühle nicht beruhigen.

Automatisch arbeitete Barron weiter. Nicht um alles in der Welt hätte er verraten, was ihn jetzt so sehr beschäftigte! Colryns Argumente schienen ihm irgendwie vertraut zu sein, als habe er sie in einem anderen Leben sehen einmal gehört. Wenn das so weitergeht, überlegte er, dann glaube ich eines Tages noch an Seelenwanderung und Wiedergeburt!

Plötzlich liefen die Farben vor seinen Augen ineinander, wurden zu seltsamen Flecken, Formen und Gruppen. Er sah das Werkzeug an, das er in der Hand hielt, als habe er es noch nie gesehen. Was sollte er mit diesen Dingen anfangen? Als sich sein Blick wieder klärte,

bemerkte er, daß Colryn ihn verwirrt anstarrte.

Erneut verwischte sich das Bild vor seinen Blicken. Er stand auf einer Höhe, sah hinunter auf Blutbad und Zerstörung, hörte Männer brüllen und Schwerter klirren. Als dieses Bild verschwand, loderte vor ihm ein Feuer auf, und in den Flammen stand eine lächelnde Frau mit Flammenhaaren, einer Feuerkrone und in goldenen Ketten... „Barron!“ Der Ruf holte ihn ins Bewußtsein zurück. Colryn und Larry starrten ihn bestürzt an. Larry fing gerade noch die Linsenschleifmaschine auf, dann schwankte Barron und schlug auf den Boden.

Als er wieder zu sich kam, lief ihm Wasser am Hals entlang, und die beiden musterten ihn besorgt. „Du hast zuviel gearbeitet“, meinte Colryn. „Und ich hätte auch nicht mit dir streiten sollen. Ihr habt eure Sitten und wir haben die unseren. Hast du öfter solche Anfälle?“ Barron schüttelte nur den Kopf. Wenn Colryn glauben wollte, es habe sich vielleicht um einen epileptischen Anfall gehandelt, dann konnte er, Barron, ihn ruhig bei dieser Meinung lassen, denn das war immer noch eine wesentlich vernünftigere Erklärung als sonst irgendeine. Vielleicht hatte er doch einen Gehirnschaden? Wenn das hier in den Bergen von Darkover geschieht, überlegte er, dann ist es kein Wunder, wenn ich ein paar Raumschiffe fast abstürzen lasse, aber verantwortlich bin ich dafür nicht!

Larry schien von Colryns Meinung nichts zu halten. Er schickte ihn weg, da Barron für den Rest des Tages wohl nicht mehr arbeitsfähig sei. Langsam räumte er das ganze Werkzeug weg, und als Barron aufstehen und ihm helfen wollte, winkte er ab. „Ich weiß, wohin alles gehört und werde allein fertig. Sag, Barron, was weißt du von Sharra?“ „Nichts. Absolut nichts.“ Es ist verdammt ungemütlich, einen Telepathen in der Nähe zu haben. „Erzähl mir lieber du, was du weißt.“

„Sie war die alte Göttin der Schmiede. Aber Götter und Göttinnen sind hier auf Darkover nicht nur Wesen, zu denen man betet und denen man Weihrauch streut. Sie scheinen irgendwie lebendig, berührbar zu sein.“

„Das klingt doch alles so wie Märchen und Aberglauben.“

„Wir würden das, was sie ‚Götter‘ nennen, als Naturkräfte bezeichnen, die wir bestimmen können. Von Sharra weiß ich nicht viel, denn besonders die *Comyn* wollen nicht über sie sprechen. Vor vielen Jahren wurde ihr Kult verboten, denn er war zu gefährlich. Er schien auch Menschenopfer mit eingeschlossen zu haben. Die Schmiede riefen Sharra an und hatten einen bestimmten Talisman, auf den sich - ich weiß auch nicht, wie - bestimmte Kräfte konzentrierten. Sharra brachte dann für sie die Erze aus den Bergen.“ „Und du glaubst das, du, ein Terraner? Larry, solche Sagen gibt es auf jedem Planeten.“

„Ach, an Sagen glaube ich doch nicht! Ich glaube auch nicht, daß es in diesem wörtlichen Sinn ‚Götter‘ gibt. Vielleicht sind es Naturwesen einer anderen Dimension. Oder eine unsichtbare: Rasse von Nichtmenschen. Valdir erzählte mir etwas vom Verbot des Sharra-Kultes. Die Altons und die Hasturs hatten einiges damit zu tun. Sie mußten in die Berge gehen und jeden Sharra-Talisman konfiszieren, damit diese Kräfte nicht mehr angerufen werden konnten. Außerdem glaube ich, daß manchmal die Kultfeuer auch Waldbrände verursachten.“

„Was sind das für Talismane?“

„Steine, blaue Kristalle. Sie werden Matrices genannt. Ich kann ein wenig mit ihnen umgehen. Du kannst mir glauben, sie sind ziemlich unheimlich. Wenn du auch nur geringe telepathische Kräfte besitzt, kannst du mit ihnen seltsame Dinge tun, Gegenstände heben, Kraftfelder und magnetische Felder schaffen und so weiter. Meine Pflegeschwester könnte dir mehr darüber erzählen. Aber Valdir müßte es wissen, wenn dir, einem Terraner, diese Sharra-Bilder so zusetzen können. Ich müßte ihm Bescheid sagen.“

Barron schüttelte heftig den Kopf. „Nein! Das ist mein Problem. Störe Valdir nicht mit solchen Sachen.“

„Valdir wird es aber erfahren wollen. Er ist *Comyn*. Wenn sich solche Dinge in den Bergen wieder ausbreiten, muß er es sogar erfahren. Sie könnten uns allen, besonders aber dir,

gefährlich werden.“ Und dann lächelte er besorgt und ziemlich bekümmert. „Ich habe dir mein Messer gegeben, und das ist ein Gelöbnis. Nun bin ich dein Freund, ob du es willst oder nicht. Heute noch schicke ich einen Boten zu Valdir.“

Er räumte eine Weile schweigend die Geräte weg. „Mach dir keine Sorgen. Mit dir persönlich hat das alles vielleicht gar nichts zu tun. Du mußt etwas aufgenommen haben, was hier in den Bergen herumirrt, und Valdir weiß, wie er mit diesen Dingen umgehen muß... Bitte, Barron glaube mir, daß ich dein Freund bin.“ Dann ging er.

Barron blieb auf dem Bett liegen, dessen Matratze mit harzduftenden Nadeln gestopft war. Warum mußte Valdir davon erfahren? Er hörte Larry mit der Patrouille wegreiten und Colryn singen. Er hörte den Wind, der von den Höhen herunterblies. Er half mit, die Dörfer unten in den Tälern, die Siedlungen der Nichtmenschen, die Vögel und das Wild vor Waldfeuern zu bewahren. Das war doch gute Arbeit! Warum mußte er dann unter jenem Gefühl drängender Verzweiflung leiden, als säße er faul herum, während eine Welt in Trümmer fiel?

Es war sehr ruhig in der Station. Aber Barron vernahm plötzlich im Singen des Windes, das nie erstarb, etwas Neues...

Er riß das Fenster auf und lehnte sich hinaus. Seine Sinne hatten sich in letzter Zeit wesentlich geschärft, aber auch so war jener süße, gelbe, staubige Geruch kaum wahrzunehmen...

Der Geisterwind! Er brachte die Pollen von Pflanzen mit, die nur einmal in einer ganzen Reihe von Jahren blühten, dann aber ihre Pollen in unvorstellbarer Menge ausstreuten und dort, wohin der Wind sie trug, Halluzinationen hervorriefen; eine Euphorie, so etwas wie Trunkenheit, manchmal auch, wenn der Mensch zuviel davon einatmete, einen Gehirnschaden. Der Geisterwind legte animalische Triebe im Menschen frei, erweckte Zorn, Angst und sogar rasende Wut. Die Menschen versteckten sich vor ihm, weil er entsetzliche Dinge aus ihnen herausholte. Die Katzenmänner heulten, schlugen zu und töteten, was ihnen in den Weg kam. Und die Ya-Männer...

Jetzt war er nicht mehr Barron, und es war ihm egal, was oder wer er war. Er wußte nun, daß er die anderen warnen mußte, daß die Menschen in den Tälern in ihren Häusern zu bleiben hatten. Zwei oder drei Stunden lang blieb der Geisterwind noch schwach, aber wenn die Waldhüter ihn bemerkten, war es zu spät. Die Nichtmenschen wüteten dann bereits, und sie konnten nicht zur Station zurückkehren.

Seine Augen verschleierten sich, aber er lief geschlossenen Auges weiter. Er hörte, daß jemand ihn anrief, verstand aber die Worte nicht. Er rannte weiter.

Das Signalfeuer. Es würde die anderen alarmieren. In der unteren Halle brannte ein Feuer. Er wählte ein Scheit aus, das an einem Ende brannte, am anderen noch nicht angesengt war. Damit rannte er zum Holzstoß aus zunderdürren Ästen und warf sein brennendes Scheit hinein, und sofort flammte das Signalfeuer hoch auf. Jemand schrie ihn an und packte ihn. „Barron, bist du verrückt geworden? Du machst ja das ganze Land rebellisch!“

„Der Geisterwind! Ich rieche ihn doch! Und bis zum Abend ist er überall!“

Colryn wurde totenblaß und starrte ihn an. „Woher kennst du den Geisterwind?“

„Ich habe ihn gerochen, ich weiß es. Was können wir noch tun, um die Leute wissen zu lassen, daß sie jetzt in ihren Häusern zu bleiben haben?“

Barrons Drängen schien Colryn zu überzeugen. „Das Feuer alarmiert sie, und ich kann auch noch mit dem Spiegel signalisieren. Dann werden in den Dörfern die Glocken geläutet. Ich rieche zwar noch gar nichts, aber du hast eben eine feinere Nase als ich. Und dem Geisterwind dürfen wir keine Chance einräumen.“ Er schob Barron zur Seite. „Aber paß auf, wohin du gehst! Sonst fällst du noch in den Graben hinein!“ Schon rannte er zur Station.

Barron stand noch eine Weile mit geschlossenen Augen da und horchte auf das Prasseln des Signalfeuers. Durch den kräftigen Geruch des Holzrauches nahm er immer deutlicher den des Geisterwindes wahr, der pollenbeladen von den Höhen herunterwehte...

Auf weichen Beinen kehrte er zur Station zurück. Colryn signalisierte vom Turm aus. Was Barron am meisten erstaunte, war der Umstand, daß er sich über nichts mehr wunderte. Ihm

war, als habe sich sein SELBST gespalten. Ein- oder zweimal schon hatte er dieses Gefühl gehabt.

In der nächsten Stunde herrschten Verwirrung und Wahnsinn: Schreie, Stimmen und Glocken von überallher, rennende Waldhüter, Reiter, die in fliegender Eile den Weg heraufstürmten, Larry, der mit Colryn vor Barron stand.

„Was ist geschehen?“ fragte Larry.

„Er hat den Geisterwind gerochen“, erklärte Colryn nervös.

„Und rechtzeitig! Den Göttern sei Dank für diese Warnung. Mir war eben gewesen, als hätte ich selbst eine Spur davon wahrgenommen, als ich schon die Glocken hörte und alle zurückholte.

Aber der Geruch war noch ganz schwach. Wie konntest du ihn bemerken? Woher wußtest du das überhaupt?“ Aber Barron gab keine Antwort, sondern schüttelte nur den Kopf. Nach einer Weile ging Larry.

Valdir wird wissen, was geschehen ist, dachte er. Vorher hat er nur vermutet, daß seltsame Dinge sich ereignen. Mir ist egal, was sie mit diesem Erdenmenschen anfangen, aber ich muß hier weg. Ich muß die augenblickliche Verwirrung dazu benutzen. Aber ich mußte sie warnen. Das schuldete ich Lerrys. Zwischen uns steht eine Klinge.

Jetzt muß ich mich ruhig verhalten. Aber ehe Valdir kommt, muß ich verschwunden sein.

8.

Er ging den anderen, die fieberhaft arbeiteten, aus dem Weg. Der widerliche Geruch wurde immer stärker. Einmal, als Colryn die Fensterläden schloß, taumelte er und begann zu stöhnen. Gwynn beobachtete es, kniete neben ihm nieder und sprach leise auf ihn ein. Dann schüttelte Colryn den Kopf, als wolle er einen Nebel aus seinem Gehirn vertreiben, fluchte gründlich, schwang die Arme und ging erneut an die Arbeit.

Dan Barron blieb, wo er war. Als der Wind immer stärker wehte, wirbelten seltsame Bilder durch sein Gehirn, Erinnerungen aus einem anderen Leben, die mit Ängsten und einem unerklärlichen Hunger beladen waren. Einmal schreckte er aus einem Alptraum hoch, in dem er mit den Zähnen an der Kehle eines Menschen riß. Ihn schauderte.

Als die ganze Station gesichert war, setzten sie sich zum Essen, aber jeder würgte an den Bissen herum. Der schrille Wind quälte ihre Ohren, ihre Nerven und ihre Seelen. Barron hielt die Augen geschlossen. Auf die Art konnte er vertraute Bilder von sich fernhalten.

Dann hörten sie plötzlich hohe, kreischende Schreie und ein heulendes Bellen, das Ausdruck unirdischen Grauens war.

„Ya-Männer“, keuchte Gwynn, und sein Messer fiel klirrend auf den Tisch.

„Sie können nicht in die Station hereinkommen“, sagte Colryn, aber sehr selbstsicher klang das nicht. Niemand aß mehr. Sie ließen alles auf dem Tisch stehen und gingen in den Hauptraum der Station, der besonders gründlich abgedichtet und verbarrikadiert war. Das Jaulen und Bellen kam immer näher. Im Geist sah Barron die riesigen Federgestalten, die kreischend und in einem irren Wahnsinnstanz über den Gipfel des Berges rasten.

Um Mitternacht erreichte das höllische Treiben draußen den Höhepunkt. Schwere Körper warfen sich immer wieder gegen die Barrikaden und gegen die vergitterten und mit Läden verschlossenen Fenster. Dazu kreischten die Angreifer wie eine ganze Hölle voller Teufel.

„Ich möchte nur wissen, wie sie wirklich aussehen“, sagte Larry einmal in die Dunkelheit hinein. „Sie kommen nur dann aus den Wäldern, wenn sie vollkommen irr sind, und dann kann man sich nicht mit ihnen in Verbindung setzen.“

„Wenn du meinst, du kannst mit diesen Nichtmenschen diplomatisch verkehren, dann mache ich dir gern die Tür auf“, schlug Gwynn in düsterem Humor vor.

„Oben im Werkstatttraum ist ein Fenster. Von dort aus könnten wir sie beobachten“, warf Colryn ein.

Gwynn schüttelte sich vor Widerwillen. Colryn, Larry und Barron gingen hinauf, da auch die anderen Waldhüter nichts von Colryns Vorschlag hielten. Die Fenster im Oberstock hatten keine Läden oder Gitter. Die drei Männer zündeten kein Licht an, um nicht die Aufmerksamkeit der Nichtmenschen draußen auf sich zu ziehen. Sie gingen nur an das Fenster, schirmten die Augen mit den Händen ab und lugten hinaus.

Es war nicht dunkel und stürmisch draußen, sondern helles Mondlicht lag über den Wäldern.

Die Ya-Männer waren mehr als drei Meter hoch und sahen aus wie in die Länge gezogene Menschen, die einen hohen Federschmuck auf dem Kopf trugen. Der Eindruck hielt aber nur so lange vor, bis sie die Gesichter sahen. Die großen Köpfe hatten seltsam geformte, gewaltige Schnäbel. Die Gestalten bewegten sich unglaublich schnell. Auf der Lichtung waren mindestens drei Dutzend zu erkennen. Nach einer Weile wandten sich die drei Männer vom Fenster ab und gingen wieder die Treppe hinunter.

Barron blieb nach ein paar Schritten stehen. Dieses Gefühl des Fremdseins hatte erneut von ihm Besitz ergriffen. Etwas schien sich in seinem Gehirn umzudrehen und ihm zu sagen, daß eine Wende eingetreten war. Noch immer fegte der Geislerwind um die Station, noch immer heulten und kreischten die Nichtmenschen, aber er wußte es.

Vor dem Morgengrauen verschwinden sie. Dann legt sich der Wind, und es kommt Regen. Nur Verzweifelte und Irre reiten auf Darkover durch die Nacht. Ich bin vielleicht beides.

Ein splitternder Krach von unten sagte ihm, daß die Nichtmenschen ein Nebengebäude aufgebrochen hatten. Das ging ihn nichts an. Wie ein Automat bewegte er sich zwischen Truhen und Schubladen, in denen er seine Kleider aufbewahrt hatte. Er zog seine ledernen Reithosen an, ein dickes, gewebtes Hemd und eine schwere Tunika. Dann schlüpfte er in Colryns Zimmer und nahm dessen mit dickem Pelz gefütterten Reitmantel. Er hatte einen weiten Weg vor sich, und der Mantel war besser als seine Pelzjacke. Es tat ihm leid, daß er ein Pferd stehlen mußte, aber wenn er lange genug lebte, würde er es zurückbringen oder dafür bezahlen. Er kannte ein Darkovaner-Sprichwort: Am Rande der Ewigkeit wird alles verstanden und verziehen.

Er lauschte. In einer Stunde würden die Ya-Männer verschwunden sein. Ein alter Instinkt jagte sie wieder in ihre Höhlen zurück. Der Wind ließ aber allmählich nach. Dann und wann herrschte sogar einen Augenblick eine unheimliche Ruhe, und wenn auch nachher das Heulen in der alten Schaurigkeit wieder anhub, so wurden die Pausen dazwischen doch allmählich länger. Als er durch das Fenster spähte, bemerkte er, daß die Lichtung leer war. Eine halbe Stunde später kamen die anderen herauf, um zu Bett zu gehen. Einer rief: „Barron, alles in Ordnung?“ Er murmelte nur eine verschlafene Antwort.

Kurze Zeit später hörte er das Schnarchen der Männer aus dem großen Schlaf räum. Er sah zum Fenster hinaus. Nebel stieg auf, und bald würde es regnen. Der Regen schwemmte die Pollen weg, und die letzten Spuren des Geisterwindes verschwanden.

Nach etwa einer weiteren Stunde huschte er auf Zehenspitzen nach unten. Von dem Essen, das fast unberührt auf dem Tisch stand, stellte er ein Paket zusammen. Es war nicht schwierig, die Barrikaden zu entfernen und hinauszuschlüpfen.

Er suchte nach einem Werkzeug, mit dem er den verbarrikadierten Stall aufbrechen konnte. Es war gut, daß der Stall ein Stück vom Haus entfernt war, denn sonst hätte sein ungeschicktes Hantieren den einen oder anderen Schläfer aufgeweckt. Im Stall war es dunkel und warm vom vertrauten Geruch der Pferde. Sein Pferd erkannte ihn und schnupperte. Er redete leise mit ihm, als er den Sattel auflegte. „Ganz leise, mein Freund. Wir haben einen weiten Weg vor uns. Du hast Angst vor der Dunkelheit? Ich nicht, mein Freund, habe also keine Angst.“

Am Zügel führte er das Pferd hügelab. Welchen Weg mußte er nun einschlagen? An jener Burg vorbei, die hoch auf dem Berg stand, über die Bergkette dahinter, bis er den Fluß

Kadarin erreichte. Von dort aus lag die Straße nach Carthon klar vor ihm.

Er war warm gekleidet, hatte ein gutes Pferd und genügend Geld. Einen kurzen Gedanken verschwendete er an Barron. Es tat ihm leid, dem Erdenmenschen das antun zu müssen, doch er hatte keine Wahl. Er wußte, auf Darkover war es ein schweres Verbrechen, den Geist eines anderen zu stehlen. Man konnte das nur mit einem latenten Telepathen tun, denn jeder richtige Telepath hätte es sofort bemerkt und sich dagegen abgeriegelt. Einen Idioten hatte er leider nicht gefunden, dessen Geist er hätte stehlen können, und als sein Geist in einer Trance der Verzweiflung ausgriff und in den Unendlichkeiten des Raumes herumtastete, war seine Hand auf Barron liegengeblieben.

Waren die Terraner denn Menschen? Und spielte es eine Rolle, was diesen Eindringlingen zustieß? Barron, der Eindringling, war eine gute Beute.

Was konnte ich sonst tun, blind und hilflos wie ich bin?

Dort, wo der Pfad zur Station auf das Sträßchen stieß, stieg er auf. Er saß im Sattel und war auf dem Weg. Für den Bruchteil einer Sekunde tauchte Barron aus dem Meer des Unterbewußtseins auf und wunderte sich, was er in der Nacht hier zu suchen hatte, warum der eisige Wind um sein Gesicht pfiß. Wohin war er unterwegs? Und warum? Dann verschwand er wieder in unauslotbaren Tiefen.

Der Reiter drückte seinem Pferd die Absätze in die Flanken. Er war nicht schläfrig, eher auf euphorische Weise hellwach. Er hatte etwas zu tun. Und er mußte es selbst tun.

Er fand eine Lichtung, stieg ab und band sein Pferd mit einer Hoppelleine an einen Baum. Er selbst rollte sich in eine Decke und schlief. Nach einer Stunde wachte er wieder auf, aß ein paar Bissen aus seiner Satteltasche und ritt weiter.

Seitenwege fern von der Straße waren ihm lieber. Valdir durfte ihn nicht finden. Er hatte mit den Storns nichts zu tun und würde ihnen vielleicht auch gar nicht helfen wollen. Von den Comyn mußte er sich unter allen Umständen fernhalten.

Gegen Mittag zogen Wolken auf. Wie erreichte Melitta Carthon? Sie kam von der entgegengesetzten Seite an den Kadarin. Ob sie noch die Pässe würde überwinden können? Dort mußte schon Schnee liegen. Und es gab Banditen, Waldmänner und die grauenhaften Todesvögel. Und er konnte ihr jetzt nicht helfen. Er konnte nur eines tun - sicher nach Carthon gelangen.

In einem Dorf kaufte er ein paar Früchte, trank Wasser und fragte nach dem Weg. Nachts wickelte er sich in seinen Mantel und schlief im Wald. Am Nachmittag des zweiten Tages hörte er Hufschläge und sah weit voraus einen einsamen Reiter. Dem folgte er. Die kleine Straße wurde zur Kiesstraße. Später sah er, daß vor dem Reiter noch mehrere große, sandhaarige Reiter waren. Einige ritten auf plumpen Packtieren. Alle trugen Mäntel von einem seltsamen Schnitt. Dann erkannte er sie als Trockenstädter von Shainsa oder Daillon, die von einem Handel in den Bergen nach Hause zurückkehrten. Gegen ein kleines Entgelt würden sie ihn in ihrer Gruppe mitreiten lassen. Das war ein zusätzlicher Schutz vor Nichtmenschen und Banditen.

Wenig später hatte er sie eingeholt. Er war Storn von den Stornhöhen und hatte nichts zu fürchten. Sie sagten, er könne bis Carthon mit ihnen kommen.

Er hoffte, Melitta möge ähnliches Glück haben. An die Burg, wo sein Körper in starrer Trance lag, wagte er nicht zu denken.

9.

Der Morgennebel wurde von einer heißen Sonne aufgesogen, als sie in Carthon einritten.

Die Stadt sah unglaublich alt aus und war von Jahrtausenden ausgebleicht. Die alten, weitläufigen Häuser mit den dicken Mauern mußten schon unzähligen Stürmen getrotzt

haben. Die Trockenstädter, die den ganzen Weg schweigsam, fast mürrisch zurückgelegt hatten, wurden zusehends fröhlicher. Einer der Männer begann sogar eine siebentönige Melodie in einem rauen, gutturalen Dialekt zu singen, den Storn nicht verstand.

Zum erstenmal in seinem Leben fühlte Storn nun, was Freiheit hieß und Abenteuer bedeutete. Er war ein Mann unter Männern, kein hilfloser Invalide. Obwohl ihn die ständige Sorge um Melitta begleitete und der Gedanke an Edric und Allira ihm das Herz schwermachte, spürte er fast so etwas wie Glück. Wenn Barron des Nachts einmal in Angst und Staunen erwachte und sich nicht zurecht fand, dann gelang es ihm immer wieder, ihn zu beschwichtigen. Trotzdem hatte er stets den festen Eindruck, von Barron beobachtet, herausgefordert und abgelehnt zu werden. Aber er wußte auch, daß er Barrons wegen den Terraner nicht an die Oberfläche gelangen lassen durfte, denn in einer Trockenstadt wurde nicht einmal jeder Darkovaner zugelassen. Die meisten der Bürger hatten von Außenweltern noch nicht einmal gehört.

Die früheren Herren von Carthon hatten sich schon lange aus der Stadt in die Berge zurückgezogen. Nun herrschten dort Söldnerbanden über die Reste von einem Dutzend Kulturen. Storn rechnete damit, daß er hier vielleicht Söldner anwerben konnte, mit denen er Brynat von der Burg verjagen konnte. Natürlich wäre das keine einfache Aufgabe, aber mit einer Handvoll mutiger Soldaten mußte es ihm möglich sein, seine Heimatburg wieder zurückzugewinnen.

Melitta hatte er hierhergerufen, weil er damals nicht wußte, wie sicher er Barron in die Hand bekommen konnte. Andererseits ahnte er auch nicht, ob er mit Melitta über lange Zeit einen starken Rapport unterhalten konnte, denn sie war keine geschulte Telepathin. Seine eigene Kenntnis der Laran-Kräfte auf Darkover war lückenhaft, vielleicht sogar mit Irrtümern durchsetzt. Nur seine Blindheit hatte ihn dazu getrieben, ohne Lehrer seine eigenen Kräfte zu entwickeln. In einer rauen Welt mußte ein körperlich behinderter Mann auf andere Wege sinnen, sich in ihr zurechtzufinden. Er konnte reiten, sogar im Umkreis der Burg klettern, und dabei brauchte er wenig Hilfe. Er war stolz darauf, daß er den Besitz selbst verwalten konnte. Seine Geschwister hielten zu ihm. Es war auch alles gutgegangen, bis Brynat die Belagerung begann. Da war ein Blinder natürlich hilflos.

Sein Körper lag in Trance und war vor Brynat geschützt. Sein Geist konnte Hilfe suchen - und auf Rache sinnen.

Die Sonne brannte heiß herunter, und er hatte den Reitmantel zurückgeschlagen. Geräusche, Gerüche und selbst die Luft war anders als in irgendeiner anderen Stadt auf Darkover. Es roch nach Gewürzen, Weihrauch und Staub. In den letzten Jahrzehnten mußte Carthon reichen Zuwachs an Trockenstädtern bekommen haben, da es hier Wasser vom Kadarin-Fluß gab.

Trotzdem zweifelte er allmählich daran, daß er hier die Hilfe finden könnte, die er suchte. Hier ging es nur um Prestige und um Gewinn, wie er den Reden der Kaufleute, mit denen er geritten war, entnehmen konnte. Ein Außenseiter hatte dort nichts zu suchen.

Seine einzige Hoffnung war die, ein paar versprengte Banditen aus den Bergen anwerben zu können. Vielleicht wurde der eine oder andere Trockenstädter von Brynats Reichtümern angelockt. Denen würde er anbieten, sie könnten Brynat und seine Leute restlos ausplündern. Er selbst wollte nur Frieden und Freiheit für die Burg Storn.

Auf dem Hauptplatz wandte sich die Karawane nach Osten. Hier mußte sich Storn von ihr trennen. Jetzt war er allein auf sich gestellt. Aber ehe er sich seine weiteren Schritte überlegen konnte, wandte sich der Karawanenführer zu ihm um. „Fremdling, laß dir gesagt sein, daß du zuerst dem Großen Haus deine Aufwartung zu machen hast. Lord Rannath wird dir besser gesinnt sein, wenn du ihm freiwillig deine Höflichkeit beweist, statt daß er seine Männer nach dir ausschicken muß.“

„Dafür danke ich dir“, erwiderte Storn. Als er vor vielen Jahren mit seinem Vater hier war, gab es solche Sitten noch nicht. Es hatte sich also sehr viel verändert. Ob wohl, überlegte er bitter, dieser Lord Rannath sich der Stadt ebenso bemächtigt hatte wie Brynat der Burg Storn? Alle Straßen in Carthon führten sternförmig zum Hauptplatz. Das Große Haus war nicht zu

übersehen, ein weitläufiges Haus aus opalisierendem Stein, das im Mittelpunkt des Platzes lag. In den Außenhöfen wuchsen niedere, staubbedeckte Blumen, und die Männer und Frauen bewegten sich durch die Hallen wie in einem zeremoniösen Tanz. Um die Handgelenke der Frauen aus den Trockenstädten lagen goldene, klingelnde Ketten, die anzeigten, daß ihre Gatten wohlhabende, geachtete Männer waren. Aus der Sicherheit heraus, die ihnen die Ketten gewährten, warfen sie Storn helläugige, lächelnde Blicke zu, die nichts an Deutlichkeit zu wünschen übrig ließen.

Niemand fragte ihn, was er hier zu suchen habe, und so gelangte er in die Haupthalle. Es gab hier sehr viele elegant gekleidete Menschen, denn es schien die Stunde der Audienz zu sein. Der Raum dagegen war kahl und dürrig. An den Fenstern gab es keine Vorhänge, und außer einem hohen, thronähnlichen Stuhl, auf dem Krone und Schwert lagen, und niedrigen Bänken gab es keine Möbel. Ein junger, flaumbärtiger Mann saß neben dem Thron. Er trug ein Pelzhemd und hohe, reichgestickte Lederstiefel. Als Storn sich ihm näherte, sah der junge Mann auf und sagte: „Ich bin die Stimme des Lord Rannath und heiße Kerstal. Stehst du in Blutfehde mit mir?“

Davon war Storn nichts bekannt. „Nicht daß ich wüßte, Kerstal. Ich will nur dem Lord Rannath meine Aufwartung machen und hören, was man von mir erwartet, ehe ich meinen Geschäften nachgehe.“

„Gut gesprochen, Fremdling. Wer gibt dir Herberge, und welches Geschäft bringt dich her?“

„Herberge habe ich noch nicht. Ich komme aus den Bergen und bin ein freier Mann. Mein Haus ist die Burg der Hohen Winde, auch Burg Storn genannt. Sie liegt in der Domäne der Aldarans, der alten *Comyn*-Herren. Mein Geschäft hat mit dir und deinem Herrn nichts zu tun.“

„Fremdling, sei willkommen in Carthon. Kein Gesetz zwingt dich, deine Geschäfte zu offenbaren, doch wenn deine Lippen verschlossen bleiben, kann keine Frage beantwortet werden. Sage mir, was du hier suchst, dann gebe ich dir eine ehrliche Antwort.“

„Das Haus meiner Väter wurde angegriffen und belagert von einem Banditen namens Brynat Scarface. Ich will Männer anwerben, die mir helfen sollen, die Kraft, Stärke und Unantastbarkeit meines Hauses zurückzugewinnen. Meine Sippe und die Frauen meines Volkes sind der Gnade der Banditen ausgeliefert.“

„Und du bist hier - heil und gesund?“

„Tote Männer haben kein *kihar*“, erwiderte Storn. Dieses Wort war der Inbegriff all dessen, was er zurückgewinnen wollte. „Und Tote sind für die Sippe keine Hilfe.“

Kerstal mußte über die Antwort nachdenken. In diesem Augenblick spürte Storn mit jedem Nerv, daß draußen etwas vorging, das er nicht zu erkennen vermochte, doch Kerstal gab auf den Lärm nicht acht. „Das ist sicher richtig, Fremder, doch deine Wege sind nicht die unseren. Aber ich warne dich, unser Volk läßt sich nicht in die Fehden der Bergleute hineinziehen. Rannath verkauft seine Schwerter nicht in die Berge.“

„Darum habe ich nicht gebeten. Ich erbitte nur die Freiheit, mir Männer zu suchen, die bereit sind, mir zu helfen.“

„Die Freiheit kann dir nicht verweigert werden. Dann sage deinen Namen, Fremder von Storn.“

„Mit Stolz trage ich den Namen meines Vaters“, antwortete er, und seine Stimme war tief, laut und klar. „Ich bin Loran Rakhal Storn, Lord von Storn, von der Burg der Hohen Winde.“

Kerstal sah ihn an, und sein Gesicht war ausdruckslos. „Du lügst“, sagte er.

Im nächsten Augenblick stand er in einem Ring von Männern, die ihre blanken Schwerter gegen ihn erhoben hatten.

Melitta hatte den Kampf aufgegeben. Mit gesenktem Kopf ging sie zwischen denen her, die sie ergriffen hatten.

Ich habe versagt, klagte sie sich an. Vor den Todesvögeln konnte ich mich verbergen. Im Schnee habe ich mich verlaufen, und mein Pferd erfror mir auf den Höhen. Trotzdem kam ich bis nach Carthon. Und kaum betrete ich die Stadt, da werde ich gefaßt!

Melitta, nachdenken. Es muß einen Ausweg geben. Was hast du verbrochen? Storn hätte dich nie hierhergeschickt, wenn er gewußt hätte, daß es unmöglich ist, in die Stadt zu gelangen...

„Ich gehe keinen Schritt mehr weiter, bis ich nicht erfahren habe, was man von mir will“, erklärte sie entschieden und richtete sich hoch auf. „Ich bin eine freie Frau aus den Bergen, und eure Gesetze kenne ich nicht.“

„Frauenspersonen laufen in Carthon nicht frei und allein unter anständigen Leuten herum, egal, wie anderswo auch die Sitten sein mögen“, erklärte einer der großen, blondhaarigen Männer, die sie ergriffen hatten. „Jede Frau, die in die Stadt kommt, muß einem Herrn gehören, und der muß bekannt sein. Der Lord Rannath hat zu bestimmen, was mit dir zu geschehen hat, Weib.“

Trotz ihrer gefesselten Hände gab sie ihren Stolz nicht auf. Sie sah die reichgeschmückten Frauen in ihren kostbaren Kleidern und wußte, daß sie eigentlich in ihren abgetragenen Reithosen und dem von dem langen Weg zerschlissenen Mantel recht schäbig wirkte. Sie wußte auch, daß man den Bergmädchen freiere Sitten zugestand, aber Reithosen waren auch in den Bergen für Mädchen nicht üblich. Ihr Haar war strähnig und voll Straßenstaub. Kein Wunder, daß man sie gefangen genommen hatte.

Man führte sie in ein großes Haus am Platz, in dem schon viele Menschen warteten oder herumliefen. In einem Saal hatten sich Männer und Frauen um einen Thron versammelt, und ein großer, hellhaariger Trockenstädter sprach mit einem Mann in der Kleidung der Bergbewohner. „Warte hier, Weib“, sagte einer ihrer Bewacher. „Die Stimme des Rannath hat noch viel zu tun.“

Sie wollte nicht lauschen, sondern musterte nur den Mann mit Interesse. Er war sehr groß, hatte rötlichbraunes, dunkles Haar und ein düsteres Gesicht. Ein fremdartiger Ausdruck lag um seine Augen. Das, was er sagte, mußte der Stimme des Rannath imponieren, aber Melitta verstand nicht, was gesprochen wurde. Doch auf einmal war sie wie elektrisiert, denn sie vermeinte die Stimme ihres Bruders zu hören: „Ich bin Loran Rakhal Storn, Lord von Storn, von der Burg der Hohen Winde!“

Melitta unterdrückte einen Schrei, und aus Kerstals Gesicht verschwand das Lächeln. Und dann umstellten Männer mit gezogenen Schwertern den Mann aus den Bergen.

Sie hörte Kerstal sagen: „Du lügst, Fremder. Ich kenne den Sohn des Storn nicht persönlich, aber sein Vater war mit dem meinen bekannt, und die Haare der Stornmänner sind blond, ihre Augen grau. Und jeder weiß, daß der Herr von Storn von Geburt an blind ist. Nun, Lügner, nenne deinen richtigen Namen, oder ich lasse dich aufspießen!“

Nun begriff Melitta. Sie verstand, was Storn getan hatte. Sie wußte, es war ein schweres Verbrechen, aber er hatte es getan, um sie alle zu retten. Nun durfte sie ihn nicht im Stich lassen.

„Laßt mich durch!“ schrie sie und schüttelte die Hände ab, die sie festhielten. Der Ring der Schwerträger öffnete sich. „Ist das eine freie Amazone, daß sie schamlos und ohne Ketten geht?“ fragte einer.

„Ich bin keine freie Amazone, sondern eine Frau aus den Bergen“, sagte Melitta und sah den Sprecher fest an. „Storn ist mein Name, und von der Burg Storn komme ich.“

Kerstal wandte sich zu ihr um. Seine Hand fiel vom Messergriff, und er verbeugte sich leicht in der Art der Trockenstädter, „Lady von Storn, dein Erbe spricht aus deinem Gesicht. Die Tochter deines Vaters ist willkommen. Aber wer ist dieser Lügner, der behauptet, er gehöre deiner Sippe an? Erkennst du ihn als Verwandten?“

Melitta ging rasch auf den Fremden zu und sprach ihn in einem Dialekt der Bergbewohner an. „Storn, bist du es? Loran, warum hast du das getan?“

„Ich hatte keine andere Wahl. Nur so konnte ich euch alle retten.“

„Sage mir schnell, wie das Pferd hieß, auf dem ich reiten lernte, und dann erkenne ich dich als den an, der zu sein du vorgibst.“

Der Fremde lächelte. „Du hast auf einem Pony gelernt, und du nanntest es Hornschweinchen.“

Melitta legte eine Hand in die des Fremden, stellte sich auf die Zehenspitzen und küßte ihn auf die Wange. „Mein Bruder“, sagte sie leise und wandte sich wieder an Kerstal. „Er ist mein Bruder und heißt Storn von Storn. Wie ihr sagt, ist mein Bruder blind geboren und unheilbar. Ein Vetter aus unserer Sippe wurde in unseren Haushalt als unser Bruder aufgenommen, um das Recht des Laran weiterzutragen. Er trägt den Titel der Storn, und seinen richtigen Namen hat er längst vergessen. Er ist der Erbe von Storn und als solcher anerkannt von meinem Bruder und meiner Schwester.“

„Welche Genugtuung gewährt das Große Haus für eine tödliche Beleidigung?“ fragte Storn leise.

Kerstal fühlte sich unbehaglich, und auf seiner Stirn erschienen Schweißtropfen. „Mein Haus liegt nicht im Streit mit dem euren“, sagte er und warf den beiden, die Melitta herbeigeführt hatten, einen bösen Blick zu. „Seid meine Gäste und nehmt die Geschenke an, die euch gebühren. Löscht damit die Beleidigung aus, damit sie keine mehr sei.“

Storn hatte nicht die Absicht, zu kämpfen. „So sei es denn. Meine Schwester und ich nehmen dankbar deine Gastfreundschaft an, Kerstal, du Gefolgsmann des Rannath.“

Kerstal rief sofort Diener herbei und erteilte Aufträge. „Du beanspruchst diese Frau für dich?“ wandte er sich wieder an Storn. „Dann Sorge aber dafür, daß sie nicht gegen unsere Sitten verstößt und frei herumläuft.“

Melitta lag eine heftige Antwort auf der Zunge, aber dafür war jetzt nicht die richtige Zeit. Wenige Minuten später hatte man sie in kahle Trockenstädter Räume geführt, die nur ein paar Regale und eine Matte auf dem Boden aufwiesen. Als sie allein waren, sagte der Fremde zu ihr: „Ich bin es wirklich, Melitta. Du kamst gerade im richtigen Augenblick. Wir hätten es nicht besser planen können.“

„Ich habe nichts geplant, es war Glück“, erwiderte Melitta. Müde ließ sie sich auf die Matte sinken. „Warum hast du mich hierhergeholt?“

„Früher kamen die Söldner aus allen Bergländern nach Carthon. Jetzt, da die Trockenstädter hier herrschen, bin ich dessen nicht mehr so sicher. Aber wir sind frei und können handeln.“

„Wer ist der Mann, der...“

„Er heißt Barron und ist ein Terraner. Sein Geist war offen für mich. Ich sah in seine Zukunft und stellte fest, daß er in die Berge kommen würde. Deshalb...“

Obwohl es sich um einen Terraner, um einen Außenweltler handelte, konnte Melitta nicht ganz das Grauen unterdrücken, das sie empfand. Storn hatte ein uraltes Tabu gebrochen.

Wenig später brachten einige Diener ein paar Truhen mit Geschenken. Als sie wieder gegangen waren, stand Melitta auf und betrachtete sie. Storn lachte leise. „Freue dich daran, Melitta!“

Ich glaube, du kannst die Geschenke brauchen. Niemals hast du noch so heruntergekommen ausgesehen, kleine Schwester.“

„Du ahnst ja gar nicht, wo ich gewesen war, wie ich mich durchschlagen mußte! Wenn du dich über meine Kleider lustig machst...“ Sie schluchzte plötzlich.

„Nicht weinen, Schwesterchen“, bat er, nahm sie in die Arme und drückte sie fest an sich.

„Kleine Schwester, breda, chiya...“ Er flüsterte ihr Kosenamen aus der Kinderzeit zu. Allmählich beruhigte sie sich wieder. Als sie ihre Tränen getrocknet hatte, öffnete sie eine Truhe.

Obenauf lag ein feines Schwert für Storn, das er sofort umhängte. Dazu gehörte eine

reichgestickte Weste und ein Wehrgehänge. Melitta hatte auf Kleider gehofft und bekam sie - Leinenwäsche, Kleider, die reich mit Pelz verbrämt waren, Hauben und ein Kapuzenmantel, dazu eine lange, goldene Kette mit einem winzigen goldenen Schloß. Ungläubig starrte sie darauf.

Storn lachte. „Du brauchst die Kette nicht zu tragen, *breda*. Laß uns jetzt essen und ein wenig ruhen. Hier sind wir sicher. Und dann werden wir uns überlegen, was wir tun können, wenn Rannath der Meinung sein sollte, hier könne niemand uns helfen.“

11.

Rannath war nicht bereit, ein Risiko auf sich zu nehmen, aber Melitta erhielt ein gutes Reitpferd aus seinen Ställen. Damit machten sie sich auf den Weg.

„Da Carthon unsere Hoffnung nicht erfüllt hat...“, begann Storn.

Melitta unterbrach ihn. „Wir haben nicht weit nach Armida, und Valdir Alton hat dort den Kampf gegen alle Banditen organisiert. Kannst du dich erinnern, wie er mit Cyrillon von den Waldwegen fertig wurde? Storn, bitte ihn um Hilfe! Er wird sie uns nicht versagen.“

„Das kann ich nicht“, erklärte ihr Storn. „Valdir ist Telepath und hat die Kräfte der Altons. Er wird schon wissen, was ich getan habe. Und außerdem habe ich ihm ein Pferd gestohlen.“

„Ich habe mir schon überlegt, woher du dieses erstklassige Tier hast“, erwiderte Melitta trocken.

Valdirls Pflegesohn hat mir ein Messer geschenkt und damit ein Gelöbnis abgelegt. Aber das schenkte er Barron, dem Erdling. Von mir, Storn, weiß er nichts. Und die Straße ist jetzt geschlossen. „Wir sind weitläufig mit den Aldarans verwandt“, sagte er laut. „Vielleicht können sie uns helfen. Auch sie kämpfen gegen Banditen. Vielleicht finden wir durch sie Söldner. Wir gehen zu den Aldarans.“

Melitta überlegte, daß sie von Storn aus leichter dorthin hätte gelangen können. Wußte der Fremde neben ihr, was der weite Weg über die Pässe ihr abverlangt hatte? Er war ein Fremder, wenn auch seine Stimme und Sprechweise zu ihrem Bruder gehörten. Was würde geschehen, wenn Storn sich wieder zurückzog und sie mit diesem Fremdling allein ließ? Aber wenig Furcht war in ihr geblieben nach Brynats Banden, den Todesvögeln und den eisigen Schneestürmen. Er wird mich wohl nicht ermorden oder vergewaltigen, überlegte sie. Wie mag er wohl sein, wenn mein Bruder ihn freigibt? Er sieht wie ein anständiger, ordentlicher Mann aus. Keine Grausamkeit, keine Liederlichkeit, vielleicht ein wenig Einsamkeit, die sich in seinen Augen widerspiegelt...

Einmal fragte sie Storn nach den Kräften der *Comyn*. Sie hatte in letzter Zeit mehr gedacht als gesprochen, verstand aber die telepathischen Kräfte nicht, deren sie sich bediente. Sie wußte nur, daß sie bei den *Comyn* besonders ausgeprägt waren.

Storn erklärte ihr, was er wußte: „Sie stammen von den Sieben Domänen, und jedes dieser sieben Häuser hatte eine besondere telepathische Gabe. Im Laufe der Zeit haben sich die einzelnen Talente durch Inzucht und Kreuz-und-quer-Heiraten verwischt. Der Rat der *Comyn* bestand aus Männern, welche diese Gaben selbst in starkem Maße besaßen und deren Anwendung durch andere sie zu überwachen hatten. Die Hasturs waren immer die mächtigsten dieser Herren, und du kennst doch die Balladen von Cassilda und Cleindori? Ich halte sie für wahr. In Thendara gibt es noch einen König, der zusammen mit dem Rat der *Comyn* regiert. Früher stellten die Hasturs den König, jetzt kommt er aus der Familie der Elhalyns, die mit den Hasturs verschwägert sind.“

„Und was ist mit den Aldarans? Gehören sie nicht auch dem Rat an?“

„Das ist schon lange her. Vor vielen Generationen warf man sie aus irgendeinem Grund hinaus. Ich vermute, es war ein Kampf politischer Rivalen, aber kein Lebender kennt die

genaue Wahrheit, nur der Rat der *Comyn*.“ Es waren nicht die *Comyn*, die er fürchtete, nur Valdir mit seinem alleswissenden Blick.

Melitta brauchte ihm nicht zu erklären, wie verwerflich es war, den Geist eines anderen zu stehlen; das wußte er selbst, und deshalb fürchtete er Valdir. Aber mir ist es egal, welche Gesetze ich gebrochen habe. Es ging um meine Schwestern und meinen jungen Bruder und um die Dorfbewohner, die meiner Familie seit Generationen dienten! Ich will, daß sie frei sind, egal, ob sie mich dann hängen! Wozu ist das Leben eines Invaliden nützlich? Immer lebte ich bisher nur halb...

Als Melitta dann vor dem Lagerfeuer hockte, wurde er sich der Nähe dieses Mädchens bewußt. Früher hatte seine Blindheit ihn gleichgültig gemacht, und nur wenige Menschen gab es, die ihm nahestanden. Sein neuer, lebhafter, gesunder Körper hatte seine Einstellung verändert. Plötzlich wußte er, wie schön Melitta war. Sie hatte ihre Flechten gelöst, Mantel und Tunika ausgezogen. Ein rauhes Leinenkleid bedeckte ihren Körper, und an ihrem Hals schimmerte ein Amulett. Wirklich, sie war schön. Eine neue Bewußtheit und ein Begehren regten sich in ihm. Dieses Begehren ließ er am Rand des Bewußtseins spielen. Verbindungen zwischen Geschwistern waren bei den Bergvölkern nicht ungewöhnlich und nicht verboten, wenn man auch Kinder aus solchen Verbindungen für unglücklich hielt.

Dann fiel ihm ein, daß sein Körper der eines Erdlings war. Wie konnte er mit dem Gedanken spielen, daß ein Erdling den Körper seiner Schwester, einer Lady von Storn, berührte? Entschlossen schob er das Kinn vor und deckte das Feuer zu.

„Es ist spät, Melitta, und morgen haben wir weit zu reiten. Gehe jetzt schlafen“, sagte er.

Melitta rollte sich in ihren Mantel und drehte sich weg vom Feuer. Sie wußte, was er dachte und fühlte. Es tat ihr leid, doch Mitleid durfte sie ihm nicht zeigen. Und noch immer fürchtete sie sich ein wenig vor dem Fremden. Nicht sein leises nach ihr greifendes Begehren störte sie, denn damit wurde ein Mädchen aus den Bergen fertig. Es war der Gedanke, daß der Fremde gleichzeitig ihr Bruder und doch nicht ihr Bruder war, der ihre Gedanken und ihr Herz belastete. Er sah gut aus, war freundlich und sanft. Sie hätte sich nicht geweigert, seine Wünsche zu erfüllen, falls sie solche in ihm geweckt hatte. Das war Pflicht ihrer Kaste, und eine Weigerung wäre grausam, schlecht und billig gewesen. Diese Möglichkeit erschreckte ein Bergmädchen nicht. Wie mit einem Geist zusammenliegen, dachte sie, und damit hatte sie genau formuliert, was sie fühlte.

Trotzdem schlief sie gut und tief. Es war noch dunkel, als Storn sie weckte, um die Pferde zu satteln. Es schneite, als sie sich wieder auf den Weg machten, und erst nach mehr als einer Stunde ging der Schnee in Regen über. Melitta fröstelte, doch sie klagte nicht.

Zwei Tage lang ritten sie auf immer steiler werdenden Pfaden durch die Berge. Abends waren sie so erschöpft, daß sie kaum ein paar Bissen hinunterwürgen konnten, dann rollten sie sich, schon im Halbschlaf, in ihre Decken. Ein paar Tage lang hatten sie das vage Gefühl gehabt, verfolgt zu werden. Das war wenigstens verschwunden, als sie am Morgen des dritten Tages in den Bergen aufwachten.

„Heute müßten wir zu den Aldarans kommen“, sagte Storn, als sie die Pferde sattelten. Bald hob sich der Nebel, und da sahen sie von einem Kamm aus die Burg, die sich fast unsichtbar zwischen die Wälder an den Hügeln schmiegte. Aber sie brauchten fast noch den ganzen Tag, bis sie den Berg erreichten, an dessen Flanke die Burg stand.

Zwei Männer in weiten Mänteln hielten sie auf der schönen, breiten Straße auf, die zur Burg führte, und fragten höflich nach dem Zweck ihres Besuches.

„Sage dem Lord von Aldaran“, antwortete Storn, und seine Stimme klang schwach vor Müdigkeit, „daß sein entfernter Verwandter Storn von den Hohen Winden Obdach und Rat sucht. Wir sind weit geritten und bitten im Namen der Verwandtschaft um Gastfreundschaft.“

„Wollt ihr im Torhaus warten, Lord und Damisela?“ fragte der Mann höflich. „Ich werde mich um eure Pferde kümmern. Lord Aldaran wird euch nicht lange warten lassen. Wenn ihr Nahrung braucht, dann steht sie euch zur Verfügung. Rastet einstweilen und macht es euch

behaglich.“

Nach unglaublich kurzer Zeit kehrte der Mann zurück. „Lady Desideria bittet mich, euch zum Haupthaus zu führen, Lord und Lady. Wenn ihr ausgeruht und gegessen habt, will sie euch empfangen.“

„Ich habe keine Ahnung, wer die Lady Desideria ist“, flüsterte Storn Melitta zu, als sie den Stufenpfad hinaufkletterten. „Vielleicht ist es eine der Sohnesfrauen.“

Aber die junge Frau, die sie begrüßte, war kaum fünfzehn Jahre alt, rothaarig und von so wunderbarer Schönheit und würdevoller Haltung, daß Melitta sich ganz unbehaglich fühlte.

„Ich bin Desideria Leynier“, sagte sie. „Meine Pflegeeltern sind nicht zu Hause. Sie kehren morgen zurück und werden euch dann gebührend willkommen heißen.“ Sie nahm Melittas Hände in die ihren und musterte ihr Gesicht. „Armes Kind, du scheinst todmüde zu sein, und auch du, Herr, solltest nicht stehen. Ich persönlich kenne die Storns nicht, wohl aber mein Haushalt. Ich heiße euch willkommen.“

Storn bedankte sich. Die Haltung dieses selbstbewußten Mädchens schien mehr als Haltung zu sein; eine Bewußtheit, eine innere Stärke und überentwickelte Sensitivität, die weit über das hinausreichte, was von einem so jungen Mädchen zu erwarten war. Melitta machte eine tiefe Verbeugung. „*Vai Leronis*“, flüsterte sie und bediente sich damit des alten, ehrwürdigen Ausdrucks für eine Zauberin der alten Geschicklichkeiten.

Desideria lachte fröhlich. „Nein, das bin ich nicht! Ich weiß nur wenig von diesen alten Kenntnissen, aber wenn ich dich richtig zu lesen verstehe, dann sind sie dir, mein Kind, auch nicht fremd. Darüber können wir ein andermal sprechen. Ich wollte euch nur begrüßen.“ Sie rief einen Diener herbei, der sie führte, und sie selbst ging vor ihnen durch die lange Halle. Menschen liefen hin und her, und Storn holte tief Atem, als er einige sehr große, schlanke Menschen sah, die ihn fast gleichgültig ansahen.

„Terraner“, flüsterte er Melitta zu. „Was tun die hier, so tief in den Bergen? Und das Mädchen ist Telepathin. Melitta, halte deine fünf Sinne beisammen!“

Desideria übergab nun Storn dem Diener und führte Melitta in einen kleinen Raum hoch oben in einem Turm. „Es tut mir leid, daß ich dir nicht mehr Luxus bieten kann“, entschuldigte sie sich, „aber wir sind hier sehr viele. Ich schicke dir eine Magd mit Waschwasser, die dir beim Auskleiden hilft. Du wirst es wohl vorziehen, hier zu essen, obwohl ich dich gerne in der Halle sehen würde. Du bist müde. Ruhe aus, sonst wirst du krank.“

Melitta war froh darüber, daß sie keine Fremden zu sehen brauchte. Dann fuhr Desideria fort: „Dein Bruder ist ein seltsamer Mann.“ Sie küßte Melitta auf die Wange. „Schlafe gut. Habe keine Angst, meine Schwestern und ich sind in der Nähe. Wir schlafen auf der anderen Seite der Halle.“ Dann ging sie.

Melitta zog ihre schmutzigen Reitkleider aus, badete und verzehrte mit größtem Appetit das schmackhafte, reichliche Abendessen. Dann ging sie zu Bett. Sie konnte in Frieden schlafen, denn sie waren in Sicherheit.

Wo ist Storn? dachte sie. Wegen der Terraner hier irrt er sicher. Seltsam, eine *Vai Leronis* tief in den Bergen zu finden...

12.

Storn wußte am nächsten Morgen nicht sofort, wo er sich befand. Er hörte Schritte, das hungrige Brüllen von Tieren, die friedlichen Geräusche eines Haushalts, nicht jene, wie sie von rauen Räubern erzeugt werden. Jetzt fiel es ihm ein. Er öffnete die Augen.

Er überlegte, wie lange er noch die Herrschaft über Barron behalten konnte; hoffentlich lange genug, um seine Ziele zu erreichen. Dann würde Barron wieder seine eigenen Wege gehen und verwirrt sein über die lange Amnesie, vielleicht auch von einigen Erinnerungen, die er

nicht deuten konnte. Storn wußte nicht, was mit einem Mann wie Barron dann geschehen würde, und vermutlich würde er es auch nie erfahren.

Er wollte aber auch nicht in den Körper mit den blinden Augen zurückkehren. Was würde dann mit Barron geschehen?

Und was bedeuteten die Terraner auf der Burg? Es waren viele Fragen, die ihn beschäftigten, und sie bereiteten ihm Unbehagen. Er warf die Decken zurück und ging ans Fenster. Auf jeden Fall würde er die paar Tage, die ihm noch sehend beschieden waren, genießen - selbst wenn es seine letzten sein sollten.

Er sah hinunter in den Hof. Rege Geschäftigkeit herrschte dort. Natürlich waren Terraner hier, sogar ein paar in der Uniform des Raumdienstes. Dann kam ein Mann mit zwei Begleitern durch das Tor geritten.

Der Mann war groß, dunkelbärtig und etwas über das mittlere Alter hinaus. Er strahlte große Würde aus und erinnerte Storn vage an Valdir Alton. Das mußte wohl Lord Aldaran sein. Ihn mußte er um Hilfe bitten.

Dann verschwamm plötzlich das Bild, und er sah wieder die große, schöne, flammenhaarige Göttin mit den goldenen Ketten. Wie oft war ihm dieses Bild erschienen, als er blind und hilflos hinter dem magnetischen Kraftfeld auf Burg Storn in Trance lag?

Was hat diese Vision zu bedeuten? Was will Sharra von mir?

Am Nachmittag teilte ihnen Desideria mit, daß ihr Pflegevater sie nun empfangen könne. Storn schätzte insgeheim die Haltung, Energie und telepathische Kraft dieses sehr jungen Mädchens ab. Sie mußte eine Wärterin sein, eines der jungen Mädchen, die von frühester Kindheit an für dieses Amt geschult werden. Sie arbeiteten mit Matrixkristallen und großen Schirmen und schienen auch heute noch Dinge zu vollbringen, die an Wunder grenzten. Aus der Unterhaltung zwischen Desideria und Melitta entnahm er, daß es vier Wärterinnen gab. Vier gut ausgebildete Wärterinnen? Was ging hier vor?

„Nein, ich bin keine Leronis“, erklärte Desideria mit einem fröhlichen Lächeln. „Und mein Pflegevater schätzt das Wort ‚Zauberei‘ nicht. Sage lieber, wir sind Matrixmechaniker. Meine Schwestern und ich haben vielleicht mehr gelernt als andere, aber deshalb braucht ihr mich nicht mit soviel Verehrung anzusehen.“

Aber sie ist konventionell wie in alten Zeiten, überlegte sich Storn. Mein Leben hängt von ihr ab. Als Telepathin weiß sie, was ich getan habe, sobald sie mich nur genauer ansieht.

Er empfand es seltsam, daß dieses junge Mädchen aus seinem Bergvolk, seiner Kaste und seiner Sippe ihr Leben lang in all jenen Dingen geschult worden war, die der Trost seines einsamen Lebens gewesen waren; daß sie nicht mit ihrem Geist ausgriff, um den seinen zu suchen. Am liebsten hätte er geweint. Er preßte die Lippen aufeinander und folgte schweigend dem Mädchen.

Aldaran empfing sie in einem kleinen, gemütlichen Raum, umarmte Storn, nannte ihn seinen Vetter und küßte Melitta auf die Stirn. Dann ließ er sich erzählen, was die beiden zu ihm geführt hatte.

„Ich schäme mich, daß ich euch nicht schon früher meine Hilfe angeboten habe, um das zu verhindern“, sagte er, und seine Stirn war umwölkt. „Seit dreißig Jahren habe ich hier keine Soldaten, Storn, denn ich habe hier Frieden gehalten und Überfälle verhindert, statt mich dagegen wehren zu müssen. Wir Bergleute sind zu lange Zeit von zu vielen Fehden zerrissen worden. Wir fielen immer mehr in die alten, barbarischen Zeiten zurück.“

„Auch ich hatte keine Söldner und wollte Frieden halten“, erwiderte Storn bitter. „Das nützte Brynat aus und überfiel uns.“

„Ich habe Terraner hier, und sie sind mit ihren Waffen ausgerüstet. Man läßt uns in Ruhe, weil man das weiß.“

„Welche Waffen? Und was ist mit dem alten Vertrag?“ warf Melitta entsetzt ein. Der Vertrag, der alle Waffen, die über die Reichweite eines Armes hinausgingen, von dieser Welt verbannte, war noch heiliger als das Tabu, in fremden Geistern herumzupfuschen.

„Dieser Vertrag hat uns nichts als kleine Kriege, Fehden, Morde und Überfälle beschert. Ich habe ihn gebrochen, um Ruhe zu haben, und dafür haben mich die Hasturs und die übrigen *Comyn* geächtet. Aber das Gesetz der Brutalen zwingt uns, nach ihren eigenen Gesetzen zu handeln.“

„Aber andere Welten entwickeln ihre Waffen immer weiter, bis sie damit Unheil heraufbeschwören und ganze Welten damit ausrotten, nicht nur Menschen“, warf Melitta ein.

„Das mag wahr sein, aber seht euch doch einmal an, wie weit man auf Darkover gekommen ist? Wir haben ihre Technik, ihre Waffen, sie selbst abgelehnt und dabei auch noch den größten Teil unserer eigenen Technologie eingebüßt. Wir sinken immer mehr zurück in das alte Barbarentum. Nun muß jemand den ersten Schritt tun, der unsere Welt wieder nach oben führen kann. Den habe ich zu tun versucht. Ich habe einen Vertrag mit den Terranern geschlossen. Sie werden uns ihre Verteidigungsmöglichkeiten lehren, wir machen sie mit den unseren vertraut. Wir haben uns den Terranern nicht auf Gedeih und Verderb ausgeliefert, sondern sie haben uns geholfen, unsere eigenen Fähigkeiten wieder zu entdecken. Wir schulen unsere Telepathen ohne abergläubischen Hokusfokus. Das hat bisher noch kein *Comyn* gewagt. Aber genug davon. Du bist nicht in der Verfassung, über abstrakte Fortschrittsideen nachzudenken, Storn.“

„Ich muß daran denken, daß meine Schwester, mein Bruder und all meine Leute der Gnade von Banditen ausgeliefert sind, weil du dich nicht in die Fehde hineinziehen lassen willst“, erwiderte Storn bitter.

„Mein lieber Junge! Wenn ich auch nur eine Handvoll Soldaten hätte, dann würde ich dir kämpfen helfen. Aber die Waffen, die wir haben, können nicht über die Berge transportiert werden. Es tut mir unendlich leid, daß du in den Mahlstrom einer Zeitenwende geraten bist. Aber verzweifle nicht. Du lebst und bist gesund, und deine Schwester hier ist so in Sicherheit und willkommen, wie du es bist. Das ist euer Heim, solange ihr wollt.“

„Und meine Schwester? Mein Bruder? Meine Leute?“

„Wir werden vielleicht einen Weg finden, ihnen zu helfen. Eines Tages werde alle Banditen ausgerottet sein. Aber ich habe nicht die Möglichkeit, euch jetzt sofort zu helfen. Denkt darüber nach. Laßt mich für euch tun, was mir möglich ist. Werft euer Leben nicht weg. Glaubt ihr wirklich, daß eure Geschwister und eure Leute wünschen, ihr möget zurückkehren, um ihr Schicksal zu teilen?“ Damit waren sie voll Liebenswürdigkeit entlassen. Sicher war das, was Aldaran gesagt hatte, vernünftig und würde eines Tages in die Geschichte dieser Welt eingehen. Aber wenn einem die Not auf den Nägeln brannte, konnte man nicht in Jahrhunderten denken. Natürlich wußte Storn, daß geschichtliches Denken und scheinbare Gleichgültigkeit einem Einzelschicksal gegenüber zusammengehörten. Trotzdem tat es bitter weh, auch diese Hoffnung zu verlieren.

„Dein Bruder“, hörte er Desideria zu Melitta sagen, „ist seltsam. Etwas an ihm zieht mich an. Es ist nicht sein Äußeres, es liegt dahinter. Ich wollte, ich könnte dir helfen. Früher konnte die Kraft geschulter Telepathen auch Eindringlinge abwehren. Allein könnte ich es nicht.“

„Glaube nicht, wir seien undankbar, Desideria“, antwortete Melitta. „Wir müssen nach Storn zurückkehren, auch wenn wir nur das Schicksal der anderen teilen können. Wenn alle Hoffnung verloren ist, dann können wir immer noch unsere Bauern mit den Mistgabeln und die Schmiedevölker der Berge zusammenholen.“

„Die Schmiedevölker in den Höhlen des Hellers? Meinst du das alte Volk, das die Göttin Sharra verehrte?“

„Ja, diese Leute. Aber die Altäre sind schon lange zerstört.“

„Dann kann ich dir helfen.“ Desiderias Augen strahlten. „Höre mir zu, Melitta. Du weißt doch ein wenig von dem, worin ich geschult bin? Nun, früher war Sharra eine große Macht, und die Kräfte, die wir herauszuholen gelernt haben, sind irgendwie mit Sharra verbunden. Die *Comyn* haben die Tore dazu verschlossen, aber wir kennen den Weg ein wenig, Melitta. Wenn du fünfzig Männer finden kannst, die an Sharra glauben, dann kann ich die Tore der

Burg Storn öffnen und Brynats Männer ausbrennen.“

„Das verstehe ich nicht *ganz*“, warf Storn ein. „Wozu brauchst du diese fünfzig Verehrer der Göttin?“

„Storn, und du bist selbst Telepath!

Schau, wir müssen die Geister ihrer Verehrer zu einer Kette zusammenschmieden, um die Kraft jedes einzelnen in der Gesamtheit zu vervielfachen, um jene Kraft herauszuholen, die einer anderen Dimension dieser Welt angehört. Es ist die Form des Feuers. Ich verleihe ihm die Kraft. Ich kann sie rufen, aber jemand muß mir die Stärke geben, damit sie meinem Ruf folgt. Ich habe die Matrix, die die Tore öffnet, aber ich brauche die Verehrer...“

Storn wußte, was sie meinte. Er hatte diese Kräfte auch entdeckt, wußte aber ebenso wie Desideria, daß er sie nicht allein meistern konnte. „Wird Aldaran es erlauben?“ fragte er.

Desideria sah sehr erwachsen und selbstbewußt aus. „Wenn jemand meine Schulung und meine Kraft hat, dann braucht er nicht um Erlaubnis zu fragen, sondern tut, was er für richtig hält. Wenn ich sage, ich werde euch helfen, wird mein Pflegevater nichts dagegen einwenden. Ich würde es ihm auch gar nicht gestatten.“

„Und ich hielt dich für ein Kind“, bemerkte Storn kopfschüttelnd.

„Wer dieses Training aushält, ist kein Kind mehr.“ Sie sah ihm in die Augen und wurde rot, aber ihr Blick wich dem seinen nicht aus. „Eines Tages werde ich die Fremdheit in dir, Loran von Storn, richtig deuten können. Nun ist dein Geist anderswo.“ Leicht berührte sie seine Hand. „Aber du darfst mich nicht für dreist halten.“

Storn gab keine Antwort, denn er fühlte sich seltsam angerührt. Aber Furcht und Ungewißheit griffen erneut nach ihm. Wenn diese Menschen hier keine Gewissensbisse hatten, nachdem sie das Waffengesetz mit vollem Bewußtsein und in aller Offenheit brachen, was würden sie dann von ihm und seiner Tat halten? Er wußte nicht, sollte er sich erleichtert oder erschüttert fühlen, wenn sie die Notwendigkeit, die ihn geleitet hatte, anerkannten, ohne den ethischen Hintergrund nach vorne zu spielen.

Aber er schob diese Gedanken von sich. Wichtig war jetzt, den Weg der Hilfe zu beschreiten, den Desideria vorgezeichnet hatte. Wenn es notwendig war, dann wandte er sich sogar an Sharra.

„Kommt mit mir in unseren Arbeitsraum“, forderte Desideria sie auf. „Dort finden wir die richtigen Instrumente. Ihr könnt sie auch Talismane nennen, wenn ihr wollt. Und dich, Storn, könnte ein Matrixlabor vielleicht interessieren. Kommt. Innerhalb einer Stunde können wir dann hier weggehen.“

Obwohl Storn niemals die Leuchtfeuer gesehen hatte, erkannte er sie sofort. Es waren die Warnzeichen, und er selbst hatte so lange mit ihnen experimentiert, bis er einige ihrer Geheimnisse kannte. Sie hatten ihm auch das undurchdringliche Kraftfeld geschaffen, das seinen Körper beschützte, wenn er in Trance lag. Er hätte gerne viel gefragt, doch dazu reichte die Zeit nicht. Sie lief davon...

Desideria zog einen Vorhang zurück und ging durch einen metallischen Schimmer. Melitta folgte, dann ein wenig zögernd auch Storn.

Eine stechende Erschütterung durchlief ihn, und dann erwachte für einen Augenblick ein verwirrter, halb wahnsinniger Dan Barron, der verzweifelt um Vernunft rang und die seltsamen Vorrichtungen eines Matrixlabors verständnislos und bestürzt musterte.

„Storn?“ Desiderias Hand berührte die seine. Er zwang sich ins Bewußtsein zurück und lächelte.

„Es tut mir leid. Ich bin an so starke Kraftfelder nicht gewöhnt.“

„Ich hätte dich warnen sollen. Wenn du nicht durchkommen konntest, hättest du auch nicht das Wissen gehabt, das uns helfen kann. Setzt euch und wartet auf mich. Laßt mich meine Instrumente holen, die ich brauche.“

Langsam wurde sich Storn eines merkwürdigen Summens bewußt. Melitta starrte ihn erstaunt an. Er brauchte seine ganze Kraft, um sich dagegen zu wehren, daß dieses unhörbare

Geräusch ihn nicht auflöste und spurlos verschwinden ließ...

Ein telepathischer Dämpfer. Barron hatte einen auf Armida erlebt. Dort hatte er sich nur gestört gefühlt, aber hier...

Er vibrierte durch sein Gehirn, durch jeden Nerv, erschütterte das Netz, das ihn zum Herrscher über Barron machte, Er fühlte sich durch einen unendlichen, zeitlosen, blaugetönten Raum fallen, verschwinden, erblinden, ertauben, in einen Wirbel gerissen, sterben... Er stürzte in ein Nichtbewußtsein, und sein letzter Gedanke war der an Desiderias graue Augen, an die zarte, mitleidvolle, wissende Berührung, die ihm in die unergründliche Nacht todesähnlicher Ohnmacht folgte...

*

Barron tauchte aus einer unendlichen Tiefe ins Bewußtsein zurück. „Was, Hölle und Teufel, geht hier eigentlich vor?“ fragte er. Doch er wußte nicht, ob er die Worte nur gedacht oder laut gesprochen hatte. Sein Kopf schmerzte, und er erkannte das unhörbare Summen und Vibrieren, das Valdir Alton einen telepathischen Dämpfer genannt hatte.

Langsam wurde er sich seines Gleichgewichts, der Wirklichkeit, bewußt. Ihm war, als sei er tagelang bei vollem Bewußtsein durch einen Alptraum gegangen, ohne etwas dagegen tun zu können, als habe eine andere Person jede seiner Bewegungen diktiert und dirigiert, und er habe von irgendwoher zugesehen, ohne eingreifen zu können. Und nun ging der Alptraum weiter, nur die Macht, die ihn geführt hatte, war nicht mehr da. Und da war auch das Mädchen, das er in seinen Träumen gesehen hatte. Seine Schwester? Verdammt, das war doch der andere Kerl gewesen! Er erinnerte sich an alles, was er getan und gesagt, an fast alles, was er gedacht hatte, während Storn die Herrschaft über ihn ausübte. Er hatte seinen Standpunkt nicht verändert, aber der Blickwinkel hatte sich verschoben. ER WAR WIEDER ER SELBST. Er war Dan Barron, nicht mehr Storn.

Er öffnete den Mund, um aus Leibes-Kräften zu schreien, zu protestieren, Erklärungen zu fordern - aber da sah er die besorgte, verängstigte Melitta. Er hatte nicht darum gebeten, mit ihr in Kontakt gebracht zu werden, aber er wußte auch, daß er ihr einziger Beschützer war. Sie war so tapfer gewesen. Sie war von so weit hergekommen, um Hilfe zu finden. Was würde mit ihr geschehen, ließe er sie jetzt im Stich?

Er wußte, daß das, was Storn mit ihr gemacht hatte, nach Darkovaner-Gesetzen ein schweres Verbrechen war. Gut, dafür werde ich ihn eines Tages ermorden. Aber es war doch nicht Melittas Schuld! Nein, ich muß noch kurze Zeit mitspielen.

„Storn?“ fragte Melitta in wachsender Angst.

Er lächelte sie an. Es kostete ihn keine Anstrengung. „Ist schon gut“, sagte er. „Dieser telepathische Dämpfer stört mich nur ein wenig.“ Junge, Junge, da hast du aber die Untertreibung deines Lebens von dir gegeben!

Desideria kam zurück und hatte ein paar Gegenstände bei sich, die in lange Seidenstreifen gewickelt waren. „Ich muß noch dafür sorgen, daß ihr zu den Höhlen der kleinen Schmiede in der Nähe eurer Burg gebracht werdet“, erklärte sie. „Wollt ihr nicht ausruhen? Ihr könnt mir dabei nicht helfen, habt eine lange Reise hinter euch und große Anstrengungen...“ Flüchtig sah sie Barron an. Was ist nur mit dem rothaarigen Kind los? Plötzlich taumelte er, und alles drehte sich um ihn. „Gehe mit deinem Bruder, Melitta. Bei Sonnenuntergang komme ich wieder“, sagte Desideria.

Widerspruchslos ließ er sich von Melitta durch fremde Gänge in ein fremdes Zimmer führen, von dem er wußte, daß er in der vergangenen Nacht dort geschlafen hatte, an das er sich bewußt jedoch nicht erinnern konnte. „Storn, was ist mit dir geschehen?“ fragte Melitta besorgt. „Bist du krank? Storn! Loran!“

Er legte ihr eine Hand auf den Arm.

„Nimm ‘s nicht so schwer, Kleine.“ Er wußte, daß er seine eigene Sprache gesprochen hatte.

Es kostete ihn Mühe zu der Sprache Storns und Melittas zurückzufinden. „Es tut mir so leid, Melitta...“

„Der telepathische Dämpfer“, flüsterte sie. „Jetzt verstehe ich. Wer bist du?“

Er bewunderte dieses Mädchen. Dieser Augenblick mußte doch der entsetzlichste ihres ganzen Lebens sein. Ihr Bruder war verschwunden, sie war mit einem Fremden allein, mit einem Fremden, der mit aller Wahrscheinlichkeit wahnsinnig war. Aber sie schrie nicht, sie lief nicht davon. Sie stand nur leichenblaß da und wiederholte ihre Frage: „Wer bist du?“

„Dein Bruder müßte dir meinen Namen genannt haben. Falls er es nicht tat - ich bin Dan Barron. Du kannst mich Dan nennen, aber bleibe lieber bei Storn, denn die anderen könnten sonst mißtrauisch werden. Das willst du doch jetzt nicht nach all dem, was du hinter dir hast?“

„Soll das heißen, daß du mir nach allem, was mein Bruder dir angetan hat, auch noch helfen willst?“ fragte sie ungläubig. „Du gehst mit uns nach Storn zurück?“

„Lady“, antwortete Barron grimmig, und meinte es ernster als sonst etwas in seinem Leben, „Storn ist der einzige Ort auf diesem verdammten Planeten, den ich unbedingt erreichen will. Ich muß dir helfen, diese Banditen aus der Burg zu vertreiben, damit ich zu deinem Bruder gelangen kann. Und dann, Lady, würde es ihm aber lieber sein, Brynat Scarface hätte sich mit ihm beschäftigt. Mit dir, Mädchen, hat das nichts zu tun. Du kannst dich beruhigen. Ich helfe dir, dein Spiel zu spielen. Mit Storn rechne ich später ab. In Ordnung?“

Sie lächelte ihn an und schob energisch ihr Kinn vor. „In Ordnung“, bestätigte sie.

13.

Sogar ein Flugzeug gab es, und Barron hätte geschworen, daß es auf ganz Darkover in den Händen der Einheimischen nicht ein einziges gäbe!

Als er einstieg, bemerkte er, daß die ganze Inneneinrichtung entfernt war. Statt eines Instrumentenbrettes gab es einen blauen Kristall. Desideria nahm davor Platz.

Melitta kletterte ein wenig ängstlich in das ihr fremde Ding, doch Desideria reichte ihr die Hand, als sie einstieg.

Das seltsame Flugzeug hob lautlos vom Boden ab. Dann schaltete Desideria einen telepathischen Dämpfer ein. „Es tut mir leid, daß ich das tun muß“, erklärte sie, an Barron gewandt. „Ich muß den Kristall fest im Griff behalten und kann mich nicht von fremden Gedanken ablenken lassen.“ Barron kostete es unbeschreibliche Kraft, die Vibrationen zu ertragen.

Was hätte Storn dazu gesagt, daß sie nun eine Wegstrecke in ein paar Stunden zurücklegten, für die sie vorher so viele mühselige Tage benötigt hatten? Nein, aber an Storn wollte er nicht denken. Trotzdem war sein Darkoverbild von Grund auf erschüttert. Die Weigerung, sich solcher Waffen zu bedienen, die über Messer und Schwert hinausgingen, schien ein ethischer Grundsatz zu sein. Aber auch Aldarans Standpunkt war anzuerkennen, wenn auch nur bis zu einem gewissen Grad.

War es ein ethischer Grundsatz und nicht nur Unwissenheit, daß man schnelle Transportmittel und moderne Fabrikationsmethoden ablehnte? Zog man diese Primitivität vor, obwohl man die Fähigkeit zu unglaublich verfeinerten Methoden hatte?

Verdammt, überlegte Barron, warum mache ich mir so viele Gedanken um Darkover, wo meine eigenen Probleme doch viel schwieriger zu lösen sind...

Er - Barron - hatte seine Arbeit auf Valdirs Waldhüterstation im Stich gelassen. Er - Barron oder Storn? - hatte ein wertvolles Pferd gestohlen. Seine Beziehungen zu den Terranern waren wohl für ewige Zeiten ruiniert. Er konnte von Glück reden, wenn man ihn nicht mit dem ersten Schiff von Darkover abschob.

Aber vielleicht brauchte er gar nicht zu gehen.. Das Empire würde seine Geschichte natürlich

nicht glauben, aber Alton, der Telepath, wußte, wie haargenau sie stimmte. Und Larry war sein Freund. Vielleicht konnte er für die beiden arbeiten, ihnen seine Kenntnisse und Erfahrungen zur Verfügung stellen. Schlagartig wurde ihm bewußt, daß er Darkover ja gar nicht verlassen wollte.

Ich könnte Storn für das, was er mir angetan hat, ermorden, aber verdammt und in aller Teufel Namen, ich bin froh, daß es geschah.

Er war irgendwie traurig, als Desideria in einem kleinen Tal das Flugzeug geschickt aufsetzte. Sie erklärte, daß sie wegen der heftigen Wirbelwinde nicht näher an Storn landen konnte.

Da Storn als Blinder nie seine Umgebung gesehen hatte, wußte Barron nicht, wo sie waren. Melitta übernahm die Führung, und sie hielten auf ein Bergdorf zu, dessen Bewohner Melitta mit Begeisterung begrüßten und Desideria eine Verehrung entgegenbrachten, die das junge Mädchen zu verwirren schien, sie fast sogar zornig machte. „Das hasse ich“, erklärte sie, und er wußte, daß sie in ihm noch immer Storn sah. „Früher hatte es vielleicht eine gewisse Berechtigung, wenn Wärterinnen fast wie Göttinnen verehrt wurden, aber heute gibt es keinen Grund mehr dafür. Wir werden als Techniker ausgebildet, und ein geschickter Grobschmied wird auch nicht als Gott verehrt.“

„Und wie, wenn schon von Schmieden die Rede ist, kommen wir zu dem Volk der kleinen Schmiede?“ erkundigte sich Barron.

Sie warf ihm einen scharfen Blick zu, und ihm war, als habe sie ihn zum erstenmal richtig gesehen. „Du hast dich verändert, Storn“, flüsterte sie mehr zu sich selbst. „Etwas ist geschehen...“ Sie drehte sich abrupt um.

Dann kam Melitta zu ihnen zurück. „Die Dorfleute stellen Pferde und Führer zur Verfügung, damit wir die Höhlen der Schmiedeleute in den Bergen finden. Wir müssen aber sofort weg, denn Brynats Leute schwärmen fast täglich durch die Dörfer, seit ich ihm entkommen bin. Ich will nicht, daß die Dorfbewohner dafür leiden müssen, daß sie mir helfen.“

Barron ritt schweigend neben Melitta. Allein ihre Gegenwart tat ihm wohl. Da er aber wußte, daß sie sich ein wenig unbehaglich fühlte, zwang er ihr keine Unterhaltung auf. Wenn er jetzt an Storn dachte, tat er ihm leid. Armer Teufel, so viel mitmachen müssen und dann im letzten Akt nicht mitspielen dürfen...

Sie folgten einem schmalen Pfad, der sie unmittelbar in das Herz der Berge führte. Nach einer Weile bemerkte Barron dunkle Höhlen am Rande des Weges. Kleine, runde Gesichter spähten ängstlich heraus. Es waren zwergenhafte in Pelz und Leder gekleidete Männer, und die in Pelzumhänge gehüllten Frauen versteckten sich scheu vor den Fremden. Die Zwergenkinder in ihren Pelzkleidern sahen wie kleine Bären aus. Vor einer Höhle hielten Desideria und Melitta an und stiegen ab.

Drei Männer mit Lederschürzen, schweren Metallhämmern im Gürtel und langen Eisenstäben in den Händen kamen aus der Höhle und näherten sich Melitta. Sie waren dunkelhäutig, knorrig wie Baumwurzeln und sehr klein, hatten aber lange, kräftige Arme. Sie verbeugten sich sehr tief vor den Frauen, ließen aber Barron ganz unbeachtet. Einer von ihnen trat vor und sprach in Cahuenga eine Begrüßung.

Melitta hielt so etwas wie eine Rede an sie, aber Barron begriff davon nichts. Er war müde, traurig und ein wenig besorgt, ohne genau zu wissen, weshalb. Dann redete der weißhaarige Schmied, der älteste der drei Männer. Immer wieder tauchte das Wort Sharra auf. Anschließend sprach Desideria, die sich ebenfalls wiederholt auf Sharra bezog. Zuletzt schrien alle, und die kleinen Leute warfen Hämmer, Schwerter und Messer in die Luft. Barron wich erschreckt zurück, doch Melitta zuckte nicht mit der Wimper. Erst jetzt wurde ihm klar, daß dies keine Drohung, sondern der Ausdruck begeisterter Zustimmung war.

Dünner Regen fiel nun, und das kleine Volk führte alle in die Höhle hinein.

Sie war riesig groß, luftig und teils mit Fackeln, die in Nischen brannten, beleuchtet. Überall waren herrlich gearbeitete Metallgegenstände zu erkennen, die Barron nur allzu gern gründlicher angesehen hätte. Aber dafür hatte er jetzt keine Zeit. Er zog Melitta ein wenig

abseits und fragte leise: „Was war denn das Geschrei vorhin?“

„Der Älteste des Schmiedevolkes hat versprochen, uns zu helfen“, erklärte ihm Melitta. „Ich versprach ihm dagegen, daß sie in unserem Berggebiet die Altäre der Sharra wieder aufstellen dürften und daß sie wieder in ihre alten Dörfer zurückkehren könnten, ohne daß man sie je wieder belästigen würde. Bist du müde vom Reiten? Ich schon, aber irgendwie... Weißt du, wir machen uns jetzt nach Storn auf, denn wir nähern uns dem Ende. Wenn Brynat morgen früh aufwacht, ist die Burg umstellt. Wenn wir nur rechtzeitig dort sein können!“ Sie zitterte, machte flüchtig den Versuch, sich hilfesuchend an ihn zu lehnen, zog sich aber dann stolz zurück. „Ich kann nicht darauf zählen, daß dir viel daran liegt. Was können wir für dich tun, wenn alles vorüber ist, um dich dafür zu entschädigen, daß wir in deinem Leben herumgepfuscht haben?“

Er konnte ihr nicht mehr sagen, wie sehr ihm an ihr lag, an allem, denn sie eilte schon hinter Desideria drein.

In der großen, unteren Halle gab es ein Bankett mit festlichen Kristalllichtern und einem Konzert, das von Baumfröschen in Käfigen und singenden Grillen bestritten wurde. Barron konnte nur wenig essen, bewunderte aber uneingeschränkt die unvergleichlich schönen Silbergeräte und die mit Juwelen geschmückten Prismenlampen, die tanzende Schatten an die rauchfleckigen Wände der Höhle warfen. Da Barron kein Wort von den zahlreichen Tischreden und epischen Vorträgen verstand, war er froh, als sie endlich von ihren Führern zu winzigen, in den Stein gehauenen Zellen gebracht wurden, wo sie noch ein wenig ausruhen konnten.

Barron war allein in einer Zelle. Melitta und Desideria verschwanden in einer anderen, die ganz in seiner Nähe lag. Zu seinem Erstaunen fand Barron ein bequemes Feldbett vor. Er legte sich nieder und hoffte, sofort einschlafen zu können.

Doch er schlief nicht. Er fühlte sich einsam und ratlos. Vielleicht hatte er sich zu sehr an Storns Anwesenheit und Gedanken gewöhnt. Auch Melitta hatte sich von ihm zurückgezogen und war von seinen ausgreifenden Gedanken nicht mehr zu erreichen. Er wußte, wie sehr er sich verändert hatte.

Plötzlich wünschte er sich, Larrys Freundschaft besser gewürdigt und herzlicher beantwortet zu haben. Aber Storn hatte diesen Kontakt für ewig verdorben.

Der winzige Raum schien sich auszudehnen, und das Licht flackerte. Ihm war, als schwebten Gedanken auf ihn zu, sammelten sich um ihn, schlugen auf ihn ein. Er klammerte sich an das Bett, um sich dem massiven Anprall zu stellen. Der Raum schien zu schaukeln. Angst packte ihn. Griff Storn erneut nach seinem Geist? Er konnte Storn sehen, ohne zu wissen, daß er es war, einen blonden Storn mit weichem Gesicht und weichen Händen, der schlafend auf einem Seidenlaken lag. Sein Gesicht war entrückt, und sein menschlicher Körper schien da und nicht da zu sein. Und dann sah er den großen, weißen Vogel, der um die Burgtürme kreiste und einen seltsamen, musikalischen Schrei ausstieß, um dann mit mächtigen Flügelschlägen davonzufliegen.

Übelkeit und Angst schienen ihn auseinanderreißen zu wollen. Er hörte sich schreien, kniff seine Augen zu, rollte sich zusammen und versuchte nicht zu denken, nicht zu fühlen.

Er wußte nicht, wie lange er so lag. Dann hörte er, wie jemand leise und drängend seinen Namen rief. „Dan! Dan! Ich bin’s, Melitta. Es ist alles gut.“

Versuche meine Hand zu erreichen. Hätte ich gewußt, dann wäre ich früher gekommen...”

Ihre Hand schien der einzige stabile Punkt in einem unausgesetzten Heben, Schweben und Schwimmen zu sein. Er klammerte sich mit der Kraft eines Mannes an sie, den eine unbekannte Energie über die magnetischen Linien des Raumes hinausgeschleudert hatte.

„Tut mir leid“, antwortete er flüsternd, „hier dreht sich alles...”

„Weiß ich. Das passiert manchen Telepathen, wenn sich die Kräfte entwickeln. Wir nennen diesen Vorgang ‚Schwellenkrankheit‘. Er schadet dir nicht, ist aber entsetzlich, ich weiß es. Halte dich an mir fest. Alles wird gut werden.“

Allmählich beruhigte sich der Raum wieder, nur die Benommenheit blieb. Melitta war eine Realität, ein ruhender Pol, wenn auch nicht körperlich.

„Wenn dies wieder geschieht, halte dich geistig an etwas Wirklichem fest“, riet sie.

„Du bist wirklich. Du bist die einzige Wirklichkeit, die ich je gekannt habe.“

„Ich weiß.“ Ihre Stimme war sehr weich. Ihre Lippen berührten sanft die seinen. Ihre Wärme war wie ein beruhigendes Licht. Barron kam nun schnell wieder zurück. Er holte tief Atem und ließ ihre Hand los.

„Wenn Desideria entdeckt, daß du hier bist...“

„Sie hätte mehr für dich tun sollen. Sie ist Wärterin und eine sehr geübte Telepathin. Du weißt nicht, welche Ausbildung sie haben. Sie müssen Körper und Geist von Emotionen freihalten...“ Sie lachte leise, doch durch das Lachen klang ein leises Weinen. „Und Desideria weiß noch nicht, daß sie und Storn...“

„Und zu denken, daß ich dich vielleicht niemals kennengelernt hätte“, seufzte er fast schluchzend.

„Wir hätten einander auf jeden Fall gefunden, auch wenn das ganze Universum zwischen uns gelegen hätte. Wir gehören zueinander.“

Und sein letzter Gedanke war der, daß er auf seiner eigenen Welt immer ein Fremder geblieben war. Nun hatte ein fremdes Mädchen auf einer fremden Welt ihm eine Heimat gegeben.

14.

Zwei Stunden vor Sonnenaufgang brachen sie auf. Es schneite in dicken Flocken. Die kleinen Leute und ihre Ponys sahen wie skurrile Eisbären aus. Barron ritt neben Melitta, doch sie sprachen nicht; es war auch nicht nötig. Er fühlte die Angst der Verzweiflung vor dem, was sie nun wagen wollten.

Valdir hatte ihm gesagt, daß die Verehrung der Sharra seit langem verboten war, und Larry hatte ihm erklärt, wie die Götter von Darkover zu verstehen seien. Es mußte daher eine sehr ernste Sache sein, wenn man gegen dieses Gesetz verstieß. Und Melitta war kein Feigling, obwohl sie jetzt fast zu Tode geängstigt schien.

Desidera ritt voran.

Als sie durch den Paß kamen und Burg Storn vor ihnen lag, da wußte Barron, daß er sie einmal mit Storns Augen gesehen hatte, als er über ein magnetisches Netz mit Storn und dessen mechanischem Vogel verbunden gewesen war. Hatte er das nur geträumt?

Melitta legte eine Hand auf die seine. „Wenn wir nur rechtzeitig kommen... Ob Storn noch lebt, Edric und Allira?“

Du wirst immer und ewig mich haben...“

Sie lächelte ihn an, sagte aber nichts.

Die kleinen Leute stiegen nun ab und bewegten sich leise in der Dunkelheit den geschlossenen Toren von Storn entgegen. Barron ging zwischen Melitta und Desidera und überlegte, was es sein konnte, das die beiden Mädchen so ängstigte, daß sie ganz blaß waren.

Die Zeit schien sich von Barron zu entfernen. Er wußte nicht, ob er zehn Minuten lang oder zwei Stunden neben Melitta bergauf geklettert war, ehe er sich mit den anderen in den Schatten der Tore drängte. Hinter den östlichen Gipfeln färbte sich der Himmel langsam rot. Desidera sah einen nach dem anderen an, holte tief Atem und sagte: „Wir fangen jetzt besser an.“

Melitta warf einen unsicheren Blick zu den Höhen hinauf. „Wahrscheinlich hat Brynat dort Posten aufgestellt. Wenn sie entdecken, daß wir hier unten sind, kommen sie mit Pfeilen und so...“

„Die Zeit dürfen sie gar nicht haben“, entgegnete Desideria. Sie winkte die kleinen Männer zu sich heran und erklärte ihnen: „Nicht bewegen oder sprechen; kommt nahe zu mir und laßt das Feuer nicht aus den Augen.“

Dann sahen sie Barron ein wenig besorgt an. „Es tut mir leid, daß es ausgerechnet du sein mußt, der nicht zu Sharras Verehrern gehört. Melitta ist als Telepathin nicht stark genug. Du... mußt deinen Platz am Pol der Kraft einnehmen.“ Barron wollte protestieren, daß er davon ja nichts verstünde, aber sie schnitt ihm das Wort ab. „Stelle dich hierher. Stelle dir vor, daß du die ganze Kraft ihres Denkens und Fühlens sammelst und in meine Richtung schickst. Ich weiß, daß du das kannst. Du darfst nur die Nerven nicht verlieren, sonst werden wir alle tot sein. Laß dich von nichts anfechten, was du siehst, hörst oder erlebst. Konzentriere dich ganz auf mich.“ Barron spürte, wie sein Geist sich mit dem ihren parallel schaltete, ohne daß er etwas dazutut.

Sie wandte sich an Melitta, nachdem sie noch einen kurzen Blick nach oben, zum Schloß hinauf, geschickt hatte. „Melitta, mache Feuer.“

Aus einem der seidenumwickelten Päckchen nahm Desideria nun einen blauen, großen Kristall. Er hatte die Größe einer Kinderfaust, reiche Facetten, seltsame Feuer und metallische Lichtbänder in seinem Innern. Als sie ihn in den Händen hielt, schien er seine Gestalt zu verändern, lebendig zu werden, in Farben und Lichtern zu schimmern.

Melitta schlug mit ihrer Zunderbüchse Feuer und ließ es auf den zu ihren Füßen liegenden Zunder fallen. Desiderias weißes, ernstes Gesicht beugte sich über den blauen Kristall. Das blaue Licht aus dem Kristall warf seltsame Blitze in ihr intensiv gespanntes Gesicht, schien zu wachsen, sie einzuhüllen, von ihr reflektiert zu werden, und dann wuchs plötzlich das winzige Flämmchen zu ihren Füßen zu einer wabernden Lohe, deren roter Schein sich mit dem blauen Schimmer aus dem Kristall zu einem spukhaften Licht vereinte.

Ihre riesigen, grauen Augen trafen die Barrons und schienen eine sichtbare Verbindung zu schaffen. In seinem Kopf hörte er ihre mahnende Stimme, er solle immer daran denken...

Hinter ihm stürmte eine riesige Druckwelle auf ihn ein, die vereinte Kraft der Geister des Schmiedevolkes. Verzweifelt kämpfte er um sein Gleichgewicht; sein Gesicht verzerrte sich. Er holte keuchend Atem. Unendlichkeiten schienen zu vergehen, und es waren doch nur Sekunden. Dann sank das Feuer in sich zusammen, und Desiderias Gesicht zeigte einen Ausdruck von Wut, Angst und Verzweiflung. Nun griff Barron aus und nahm ein Netz schimmernder Fäden auf, flocht sie zu einem Seil und warf es Desideria entgegen. Er fühlte, wie sie es auffing, wie es wieder zu einem Netz wurde. Das Feuer flammte erneut hoch auf, schien sich Desideria zuzuwenden und sich vor ihr zu verneigen.

Dann hüllte es sie ein.

Barron stöhnte, und fast hätte er nun den Rapport fallenlassen. Er durfte nicht schwach werden, das wußte er, und bekam ihn wieder fest in den Griff. In verzehrender Intensität spürte er die Verehrung der kleinen Leute für die Göttin des Feuers, die in der Gestalt eines zierlichen Mädchens in den Flammen stand.

Ganz am Rande seines Bewußtseins hörte Barron Schreie und Rufe von oben, aber er wagte nicht hinaufzusehen. Mit seinem ganzen Sein kämpfte er um den Rapport zwischen der Göttin in den Flammen und ihren kleinen Verehrern.

Ein Pfeil flog von irgend-, von nirgendwoher. Dann zerbrach eine Drohung. Barron fühlte es nur vage, wurde sich dessen jedoch nicht bewußt. Sein Geist war auf Desideria fixiert.

Eine steile Flamme züngelte nach oben. Er hörte einen Schrei. Und dann begann vor Barrons Augen die zarte, feuerumwogte Gestalt zu majestätischer Größe zu wachsen, bis eine riesige, verhüllte, menschenähnliche Gestalt bis zur Burg hinaufreichte, eine Frau, deren Flammenhaar im Wind tanzte, von deren hoherhobenen Armen goldene Feuerketten hingen.

„Sharra! Sharra! Flammenhaarige, flammengekrönte, flammengekettete Sharra! Kind des Feuers!“ Ein singender Ruf ging vom Schmiedevolk aus, und die Dorfbewohner kamen herbeigelaufen und fielen in den hymnischen Gesang mit ein.

Lachend warf die Gestalt ihre Arme hoch, und Barron fühlte, wie die Verehrung der Menschen durch ihn floß und in die Flammengestalt überging.

Fragmente von Gedanken schwammen in seinem Geist: Wenn Sharra je ihre Ketten bräche, stünde das ganze Universum in Flammen... Larry, wo bist du? Du bist nicht da. Ich will mit dir sprechen durch meinen Geist. Nicht jetzt, später...

Er wußte, daß er außerhalb von Zeit, Raum und Wahrnehmung stand. Auch Storn war da, aber Barron schloß ihn aus. Nur das Feuer war da. Er sah es nicht mit den Augen seines Körpers. Er sah das geistige Feuer der ungeheuren Kraft, die aus den Geistern der Menschen stammte, von ihm wie in einem Brennglas gesammelt wurde, um vertausendfacht die Welt aus den Angeln zu heben...

Sharras Finger streckten sich aus, sprühten Blitze und sandten feurige Kugeln zu den Männern an den Wällen. Sie schrien entsetzt, als ihre Kleider in Flammen standen.

Barron war in einer zeitlosen Welt und wußte nicht, wie lange dieser Kampf dauerte. Er spürte, wie die Männer oben flohen, brannten und starben. Er spürte, wie Brynat, der verzweifelte, todesmutige Bandit allein an den Wällen stand und sie außerhalb der Reichweite des Feuers verteidigte.

Von irgendwoher kam ein großer, weißer Vogel geflogen. Er kreiste um Barrons Kopf, stieß mit einem metallenen Schnabel nach seinen Augen. Barron taumelte, schrie und fiel.

Die Feuer sanken in sich zusammen und starben. Das Netz ungeheurer Energie fiel von Barron ab. Er lag auf den Knien. Die unheimliche Wucht der Kraft hatte ihn buchstäblich umgerissen. Melitta stand wie versteinert da und starrte zur Höhe hinauf.

Desideria war wieder ein junges, zerbrechliches Mädchen mit roten Haaren und blassem, angestrengtem Gesicht. Sie zitterte, aber kein Härchen, kein Fäserchen an ihren Kleidern war angesengt. Ein letztes Mal flackerte das Feuer auf. Mit krampfhaften Bewegungen schob sie den blauen Kristall in ihr Kleid. Dann brach sie bewußtlos zusammen und lag wie tot da.

Oben auf der Burg gab es nur noch Sterbende an den Wällen.

15.

Voller Ehrfurcht hoben die kleinen Männer Desideria auf und trugen sie in den Burghof hinein. Die Toten wurden von ihnen einfach in die Abgründe gerollt. In ihrer Begeisterung hätten sie am liebsten auch die Sterbenden und Verwundeten hinuntergeworfen, aber Barron verwehrte es ihnen. Er staunte, wie bedingungslos sie gehorchten. Was würde nun mit den Gefangenen geschehen? Er wußte nicht, was man auf Darkover mit solchen Leuten vorhatte.

Melitta schickte ein paar Leute in das Verlies hinunter, um Eldric zu befreien, der zu Barrons Erstaunen ein Junge von fünfzehn Jahren war. Mit der Würde eines jungen Königs bedankte er sich bei seinen Befreiern und brach dann schluchzend in Melittas Armen zusammen.

Allira hatte sich in der Königssuite versteckt, da sie nicht wußte, ob das ein neuer Überfall oder die Rettung war. Barron fand in ihr ein großes, schlankes, hellblondes Mädchen, das den meisten Menschen wohl viel schöner erschien als Melitta. Sie erholte sich schnell von ihrem Schrecken, bedankte sich würdevoll und bemühte sich sofort um Desideria.

Barron war erschöpft und hungrig, doch an eine Entspannung war nicht zu denken. Er wußte, daß noch nacht alles zu Ende war.

Die Sonne stand nun kaum über dem Horizont. Der ganze Kampf hatte nicht länger als eine Stunde gedauert. Der große weiße Vogel schwebte lautlos über ihm, schien ihn nach oben zu locken. Melitta nahm seine Hand und ging mit ihm über unendlich lange Treppen hinauf. Zusammen traten sie durch einen Bogen, durch das blaue, zitternde Licht eines Kraftfeldes und kamen in einen Raum, wo auf einem mit Pelzvorhängen umgebenen Bett die Gestalt eines Mannes lag. Er sah aus, als sei er tot. Der Vogel umflatterte ihn und fiel zu Boden. Dort

lag er als Häufchen juwelenschimmernder Federn wie ein zerbrochenes Spielzeug.

Storn öffnete die blinden Augen, setzte sich auf und streckte ihnen die Arme entgegen. Melitta lief auf ihn zu, schlang ihre Arme um seinen Hals, lachte und weinte und versuchte ihm etwas zu erzählen. „Ich habe alles durch die Augen des Vogels gesehen“, wehrte er lächelnd ab. „Wo ist Barron?“

„Ich bin hier, Storn.“ Bis zu diesem Augenblick hatte er geglaubt, diesen Mann töten zu müssen, doch jetzt war aller Zorn von ihm gewichen. Viele Tage lang war er ein Teil dieses Mannes gewesen. Wie sollte er ihn jetzt hassen? Was konnte er diesem Blinden antun?

„Alles verdanke ich dir“, hörte er Storn sagen. „Aber ich habe dafür gelitten. Ich werde vom Schicksal annehmen, was es mir bringt.“

„Darüber kann man später sprechen“, erklärte ihm Barron mit vor Bewegung rauher Stimme.

„Und auszumachen hast du es mit anderen, nicht mit mir.“

Storn stand auf und tat, auf Melitta gestützt, ein paar taumelnde Schritte. „Wo ist Desideria?“ fragte er.

„Hier bin ich“, sagte sie, die gerade durch die Tür kam, und nahm seine Hand.

„Nur einmal hätte ich so gerne dein Gesicht gesehen“, seufzte er. Barron wußte nun, daß er diesen Mann höchstens bemitleiden, niemals aber hassen konnte, daß aber sein Mitleid die schlimmste Rache war an dem Mann, der ihm Arbeit, Körper und Seele gestohlen hatte.

Unten im Hof blies jemand ein Horn. Die Mädchen liefen zum Fenster. Barron brauchte ihnen nicht zu folgen. Er wußte, daß Valdir Alton mit Larry und seinen Männern angekommen war. Er war ihnen tagelang durch die Wälder gefolgt und dann, als er sie verloren hatte, direkt hierhergekommen. Barron wunderte sich nun über gar nichts mehr. Er wußte ja, daß Larry schon seit langem mit ihm in Rapport gestanden hatte.

Storn richtete sich hoch auf. Der Mut, den er zeigte, löschte das Mitleid für ihn in Barron aus. An dessen Stelle trat eine ruhige Bewunderung. „Meine Strafe liegt in den Händen der Comyn“, sagte er voll Würde. „Kommt, ich muß meine Gäste willkommen heißen - und meine Richter.“

*

„Dich richten? Dich bestrafen?“ sagte Valdir Stunden später, als die Formalitäten hinter ihnen lagen. „Loran von Storn, du bist blind und gestraft genug. Glaubst du, diese Gesetze wurden nur gemacht, um Räuber zu schonen?“

Barron fiel es schwer, sich Valdir zu stellen. Er nahm seinen ganzen Mut zusammen, trat vor ihn, sah ihm fest in die Augen und sagte: „Ich schulde dir unter anderem ein Pferd.“

„Behalte es“, antwortete Valdir ruhig. „Sein Zwilling und Stallgefährte sollte mein Geschenk an dich werden, wenn du deine Arbeit beendet hattest. Ich wußte, daß du nicht dafür verantwortlich warst, als du uns so schnell verließest. Und wir haben dir - oder Storn - für die Rettung der Station und all der Pferde in der Nacht des Geisterwindes zu danken.“

Dann wandte er sich ernst an Desideria. „Weißt du, daß wir vor Jahrhunderten Sharra und ihren Kult verboten hatten?“

„Ja“, erwiderte sie stolz und abweisend. „Ihr Comyn wollt uns Terras neue Kräfte versagen und uns die alten von unserer eigenen Welt wegnehmen.“

Er schüttelte den Kopf. „Ich bin nicht glücklich mit dem, was die Aldarans tun, aber auch nicht mit dem, was mein Volk tut. Darkover und Terra sind Bruderwelten. Sie dürfen nicht ewig im Kampf miteinander liegen. Wir sollten uns friedlich zusammentun. Ich kann nur sagen, Desideria, Gott möge dir helfen, jeder Gott, der dir beistehen will. Du kennst das Gesetz. Du hast dich in eine private Fehde gemischt und in zwei Menschen telepathische Kräfte aufgerührt, die nichts davon wußten. Nun bist du, du allein, dafür verantwortlich, sie zu lehren und sie vor sich selbst zu bewahren. Wärerin Desideria, Storn, Melitta und Barron unterstehen nun deiner Verantwortung. Nun lehre sie.“

„Ich war es nicht allein“, entgegnete sie. „Storn hat ihre Kräfte zuerst entdeckt. Für mich aber wird es ein Glück sein, sie zu lehren, keine Last, und auch keine Last, ihm zu helfen.“ Sie nahm Storns blasse Hände in die ihren und sah Valdir trotzig an.

Larry bat mit einem Blick Valdir um Erlaubnis. „Du hast noch bei uns zu arbeiten. Du brauchst nicht in die Zone der Terraner zurückzukehren, wenn du nicht willst. Und verzeihe mir. Ich glaube, du hast jetzt keinen Ort, an den du gehen kannst.“

„Den habe ich nie gehabt“, antwortete Barron. Melitta bewegte sich nicht, aber er spürte, daß sie an seiner Seite stand. „Niemals habe ich woanders hingehört als hierher.“

Wie eine Vision sah er seine Zukunft: Ein Terraner, der für und gegen die Erde arbeitete auf einer geteilten Welt, die unablässig hierhin und dorthin gerissen wurde, die nicht wußte, wohin sie gehörte. Storn hatte ihm seinen Körper geraubt, ihm dafür aber ein Herz und ein Heim geschenkt.

Er wußte, so würde es immer sein. Wenn Storn seinen Platz eingenommen hatte, so würde er von nun ab Storns Platz ausfüllen, von Jahr zu Jahr besser und vollständiger. Er würde seine neue Welt nicht nur durch die Augen des Terraners, sondern auch durch die des Darkovaners sehen. Das Darkover, das er kannte, würde eine ganz neue Welt sein. Mit Melitta neben sich hatte er keine Angst.

Es würde eine gute Welt sein - seine eigene Welt.

ENDE